

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 8.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Herr Schweder ließ den Dienstmann nicht lange warten. „Also, Willisch, hören Sie aufmerksam zu. Es handelt sich um die jedenfalls wichtigste Mission, die Ihnen je anvertraut worden ist. Kennen Sie einen Herrn Alster?“

„Alster? Ist das der Stadtverordnete Alster? Ein reicher Herr, — ich glaube, er wohnt —“ Willisch bejahte sich.

„Er wohnt im Thal — ganz in der Nähe —, der Stadtverordnete Alster, — in der That, ihn meine ich. Ueber dessen häusliche Verhältnisse, seine Gewohnheiten und Freunde, über seine kleinen und großen Schwächen — kurz, über alles, was diesen mir interessanten Mann angeht, möchte ich ausführlichst unterrichtet sein. Es ist das ein Auftrag des höchsten Vertrauens, Willisch, und wenn Sie sich nicht öfter schon als ein zuverlässiger und verschwiegener Mann bewährt hätten, würde ich garnicht daran denken, auf diesem Wege Auskunft zu suchen.“

„Ehrensache, gnädiger Herr, Ehrensache!“ betheuerte Willisch mit Nachdruck. „Bis wann befehlen Sie den Rapport?“

„Nun, sobald als möglich möchte ich ihn haben, aber — auch so genau und gewissenhaft als möglich. Lieber gar keine Mittheilung, als eine falsche oder auch nur zweifelhafte.“

Der Dienstmann machte Miene, zu gehen.

„Noch eins, Willisch. Einige Anhaltspunkte für Sie. Herr Alster ist heute verreist, — er hat einen Diener — Ohschüßl nennt sich der übrigens wahrscheinlich äußerst geriebene Patron — August heißt er also jedenfalls; mit dem Menschen ist vermuthlich alles zu machen, wenn man seine guten Dienste zu lohnen weiß. Wie Sie ihn sich laufen, Willisch, das ist Ihre Sache, — hier ist Geld für etwaige Auslagen.“ Er nahm ein halbes Duzend Thalerstücke aus dem Borrathsmagazin in der Westentasche und drückte sie dem ob solcher verheißungsvollen Splendiddität höchlichst erstaunten und entzückten Dienstmann in die Hand. „Sie sehen, mir liegt viel an der Sache, — ich mache Ihnen gegenüber kein Hehl daraus, und wenn Sie mich gut bedienen, würde Sie Ihr Profit über die schlechte Geschäftslage im ganzen nächsten Monat vollaus zu trösten im stande sein. Aber lassen Sie sich nicht übertölpeln, lassen Sie besonders den schlauen August nicht merken, in wessen Auftrag Sie ihn ausholen.“

„Garnichts soll er merken, darauf können Sie sich felsenfest verlassen, gnädiger Herr. Den wollt' ich sehen, der mich, wenn's darauf ankommt, übertölpelt. Befehlen Sie sonst noch etwas, gnädiger Herr?“

„Vorläufig nichts. Morgen früh um 8 Uhr in meiner Woh-

nung zum ersten Rapport. Länger als drei Tage dürfen Sie nicht Zeit brauchen, bis übermorgen Abend zahle ich Ihnen auf alle Fälle tagmässig für täglich fünfstündige Verwendung. Finde ich, daß Sie Ihre Sache gut gemacht haben, so dürfen Sie sich heut über acht Tage bei mir ein Extrahonorar abholen, mit dem Sie zufrieden sein werden. Sie kennen mich, Willisch, und nun — Adieu!“

Willisch drehte sich stramm, wie ein Soldat auf das Kommando kehrt!, auf seinen Hacken um und marschirte in der Richtung nach der Thalvorstadt ab.

„Ein verflucht nobler Kerl — dieser Herr Schweder,“ brummte er in seinen ziemlich großen und gepflegten Vollbart. „Und mit den Thalern wirft er um sich, als wenn's Pfeffernüsse wären; braucht aber vielleicht noch etwas mehr als er hat. Was er nur mit dem Herrn Alster wollen mag? — Halt, da geht mir schon so etwas wie ein Licht auf — der Alster hat ja eine junge und schöne Tochter! Und reich ist die Tochter des reichen Herrn natürlich auch. Das ist der Fisch, nach dem der Mädchenfischer, der Herr Schweder, jezt seine Angel auswirft, und hier hat er zur Abwechslung einmal reelle Absichten — ha, ha! Glaub's gern, daß 'n vorsichtiger Mann, wie der Herr Alster wohl sein wird, nicht so mir nichts dir nichts auf einen so stotten Schwiegersohn, wie der Herr Schweder, hineinfallen möchte. Muß schlan angefangen werden, so etwas. Vielleicht gelegentlich so ein bißchen Entführung mit den unumgänglichen Folgen, der Herr Papa ist dann der Bien', der muß, und das Glück ist gemacht. Ja, so wird die Geschichte sein. Aber das Ding muß doch noch seinen Hacken haben, sonst wäre ich höchstens zur Schlusszene — etwa als Kutscher auf dem Abfuhrarren“ — Willisch belachte seinen Witz wohlgefällig — „von nöthen, und nicht als Kundschafter. Nun, werden schon sehen. Vielleicht will die Jungfer auch nicht so recht und Herr Schweder fürchtet einen Nebenbuhler, — das wär'ne Erklärung, die sich hören läßt.“

Willisch war am Ausgange des Stadtparks angelangt, schon wollte er nach der Hauptstraße im Thale zu einbiegen, da kam ihm ein Bedenken. „Wenn ich vor den Ohschüßl als Dienstmann hintrete, werde ich ihm nicht sehr imponiren. Die Bedientensippe sieht meistens auf uniereins fürchtbar hochnäsigt herunter. Als feiner Herr hab' ich jedenfalls leichter, den Kerl tanzen zu lassen, wie ich pfeife, — als Reijender, wahrhaftig, als Stadtreijender für das große Cigarrengeschäft von Schulze und Kompagnie! Haha — famos! Da muß ich mich natürlich erst in Wichs

werfen und mir einen Probekasten anschaffen. Den pumpt mir mein Nachbar Schulze, der Dütenträger, mit größtem Vergnügen, besonders, wenn ich ihn versichere, daß ich einen Menschen kenne, der dumm genug ist, ihm ein Viertelhundert von seinen sogenannten Großcigarren abzunehmen. Da kann ich mir auch gleich Schulze's neuen Cylinder und den Spazierstock mit der großen Hornkrücke dazu borgen, — dann seh' ich aus wie der feinste Kerl auf der Welt. Na, der Dhschütz soll sich freuen über die pikante Bekanntschaft!"

* * *

Den nächsten Morgen hatte Herr Schweder wirklich einen ganzen Sack von interessanten Mittheilungen über Herrn Alster von seinem Kundschafter Willisch übermittelt erhalten. Willisch hatte Nachmittags um drei Uhr in der Villa Alster vorgesprochen als Reisender des großen Tabak- und Cigarrengeschäfts von Schulze und Kompagnie. Kein Mensch, der ihn als Dienstmann zu sehen gewöhnt war, würde ihn in dem Cigarrenreisenden wiedererkannt haben. Nicht genug, daß er in seinem sonst sehr selten in Gebrauch kommenden besten Anzuge, einem dunklen Tuchrocke und ditto Hosen modernsten Schnittes, dazu der schulzeische Cylinderhut und Eisenbeinstock — nach seines Besitzers Behauptung war die Krücke nämlich nicht von Horn, sondern von ächtem Eisenbein — wirklich ganz anständig aussah, er hatte sich auch den Bari stutzen und am Kinn ausrasiren lassen und einen Nasenklemmer mit bläulichem Fensterglase auf die Nase gequetscht; so daß ihm Herr Schweder mit vollem Recht das Kompliment machen konnte, er verstehe es, mit ganz einfachen Mitteln einen neuen Menschen anzuziehen.

Zu der Villa Alster angelangt, hatte er dem durch ihn aus seinem Mittagschlafchen aufgeschreckten und darum anfänglich sehr ungnädigen August mitgetheilt, er komme mit vorzüglichen Empfehlungen an Herrn Alster und habe den Auftrag, diesem gediegenen Kenner ächter Havannahs einige der ausgezeichnetsten Sorten dieses transatlantischen Fabrikats zur Probe vorzulegen.

Erst wollte ihn August mit der Bemerkung, der gnädige Herr wäre verreist, kurz und bündig abfertigen. Aber der frischgebade Cigarrenreisende war nicht so leicht abzuschütteln. Er nahm ganz kaltblütig eine Cigarre aus seinem Kasten, fragte August mit gewinnender Kordialität, ob er ihm für eine Manila ein paar Streichhölzer ablassen wolle — sein Feuerzeug habe er irgendwo liegen gelassen —, und als August, einen „vernünftigen Menschen“ in ihm witternd, eine gemüthliche Miene zu machen begann, fügte er beim Cigarrenanzünden an der Hausthür hinzu, er sei heute schon weit herumgekommen und ziemlich müde, ob nicht in der Nähe eine anständige Kneipe wäre, wo man ungestört irgendeinen guten Tropfen zu sich nehmen könne.

Das war nun allerdings Wasser auf Augusts Mühle. Da drüben bei der Witwe Köfide hätte es ein ausgezeichnetes Glas Grog, — da könne er den vernünftigsten Menschen von der Welt hinerkommandiren, — der Herr brauche nur da links um die Ecke herumzugehen und da hinein, wo er gleich vorn die rothe Laterne sehen würde.

Der „Herr“ fand aber nun menschlicherweise ein dringendes Bedürfnis nach „vernünftiger“ Gesellschaft, und da er sich zu diesem Zwecke an keine passendere Adresse, als an den gemüthlichen August wenden und dieser einer so schmeichelhaften Einladung unmöglich widerstehen konnte, so war es nicht mehr als natürlich, daß am fraglichen Tage, nachmittags um 4 Uhr, der Cigarrenreisende Herr Schneider, von der Firma Schulze und Kompagnie, und des Herrn Alster getreuer August im Hinterstübchen der Witwe Köfide bei einem Glas „Steifen“ vom ältesten Cognac — wie der feine Herr Schneider ausdrücklich bestellt hatte — in trauter Eintracht beisammen saßen. Aus diesem ersten Zusammensein war eine schwere Sitzung geworden; der Cigarrenreisende Schneider entwickelte einen fürchterlichen Grogdurst, und so geübt auch August in der Vertilgung dieses Getränkes war, so mußte er doch um 7 Uhr abends, nach heldenmüthigem Kampfe, die Waffen strecken. Der hartnäckig seßhaft bleibende Cigarrenreisende Schneider bestellte zwar „noch zwei Gläschen“, aber August ging, oder taumelte vielmehr, nach zärtlichem Abschied in die Villa Alster zurück und stugs in seine Kammer und noch geschwinder in sein Bett, während die gute Rose — die Beherrscherin der alsterischen Küche, eine Dame, die für die Schwächen ihrer Kollegen und Kolleginnen allezeit den Mantel der christlichen Nächstenliebe bereit hielt, — der Frau Doktor schmerzergrißen berichtete, der arme August wäre auf dem Wege von

der Leihbibliothek, wohin er um 4 Uhr zu gehen unternommen, von einem Anfall, „so einem Anfall — Sie wissen schon, Frau Doktor“ heimgesucht worden, und nun läge er — „ganz wie weg“ — unten in seiner Kammer.

Die Frau Doktor, welche seit der letzten Choleraepidemie überall Choleraanfälle witterte, war auf das ärgste erschrocken, verordnete dem Patienten sofort große Quantitäten Kaffee, wollte Eis holen lassen und ein paar Aerzte dazu, und verbot allen Hausgenossen, mit einziger Ausnahme der Rose, die sich freiwillig zur Krankenpflege erboten hatte, sich in der Nähe von Augusts Kammer blicken zu lassen. Glücklicherweise genas August so rasch, — „er hat eine furchtbar gesunde Natur“ — versicherte die Rose, daß weder Arzt noch Eis nöthig waren, und die Ruhe, welche man dem Kranken gönnte, zur völligen Wiederherstellung Augusts genügte.

Der Cigarrenreisende Schneider hatte nun Zeit und Grog vortrefflich anzuwenden verstanden. Er war Augusts intimster Freund geworden und hatte von diesem alles zu hören bekommen, was er nur irgend hören wollte. Freilich war von dem, was August seinem Freunde mitgetheilt hatte, nur ein kleiner Theil für Herrn Schweder interessant. Dazu gehörte vor allem die Kunde, daß Herr Alster zwei noble Passionen habe, die er vor der Welt sorgfältig zu verbergen suchte: eine große Vorliebe für seine Weine, die ihn oft übermäßig mittheilsam und allen erdenklichen Beeinflussungen zugänglich mache, — „um'n Finger könne man dann den Alten wickeln,“ hatte August betheuert, — und noch eine viel größere Vorliebe für schöne Frauen, er wäre „ganz verrückt auf 'ne hübsche Larve“, behauptete August; und daher kämen auch zu allermeist die „Reisen“ des Herrn Alster. Bald besuche er in einer nicht gar fern gelegenen größeren Stadt eine junge Witwe, deren Kinder er bevormunde; bald mache er eine Gebirgspartie mit diesem oder jenem Freunde, auf der sie so ganz zufällig mit hübschen Damen, Schauspielerinnen zc., zusammenträfen, bald entrire er ganz heimlich ein kleines Souper zu vier oder sechs Personen in dem feinsten Hotel von P., u. s. w.

Als Herr Schweder diesen Theil des Berichtes vernahm, nicht er befriedigt: „Habe also den alten Bondivant doch richtig erkannt. Vortrefflich, vortrefflich!“

Von den übrigen Mittheilungen seines gewiegten Kundschafters war ihm noch eine sehr wichtig. Eine solche bärenmäßige Kneiperei, bei der unserer mit trocknen Lippen — der Teufel soll's holen! — dabei stehen muß, hatte August erzählt, habe erst am vorletzten Abend stattgefunden. Da seien zwar bloß der Justizrath Wichtel und dessen Sohn dagewesen, aber gekneipt sei doch worden bis spät in die Nacht hinein, und soviel, als ob's eine große Gesellschaft gewesen wäre. Da hätten die beiden Wichtels seinen Herrn zu irgendwas 'rumgekriegt, wie er schon ordentlich eins in der Krone gehabt, — es wäre von einer Fabrik die Rede gewesen, — daß es höchste Zeit sei, loszugehen. Der Alte hätte sich immer noch besinnen wollen, am Ende hätte er aber was unterschrieben, und da wären die beiden Wichtels ungeheuer vergnügt geworden und der alte Wichtel hätte einmal übers andre Alster seinen besten Freund genannt, und zum Abschied hätten sie sich umarmt und sich Strebens- und Kampfgenossen für ewig genannt.

Herr Schweder gestand sich, daß er mehr Erfolg von der diplomatischen Sendung des Willisch entschieden nicht verlangen könnte. Er entließ ihn daher mit anerkennendem Lobe und bestellte ihn auf Mittag punkt 12 Uhr zu weiterer Beauftragung.

Als er dann allein war, hielt er das, was er soeben gehört, mit dem, was er bereits gewußt oder gestern Nachmittag selbst erst erfahren und beobachtet hatte, zusammen. Er war nämlich, während Willisch in seinem Auftrage sein Kundschaftertalent spielen ließ, auch nicht unthätig gewesen.

Wichtel junior war ihm, wie wir aus dem Gespräche mit seinem Freunde Senfheil vernommen haben, genauer bekannt. Er war mehrfach mit Wichtel in Berührung gekommen, der einmal sogar bei einem Kampfe um die Gunst einer hübschen Tänzerin über den im Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit allzu siegesfähigeren Herrn Schweder die Oberhand behalten. Deswegen und wohl auch wegen der wirklich geringen Lebenswürdigkeit des jungen Herrn, war Schweder unserm Freunde Wichtel junior nichts weniger als gewogen. Herr Referendar Wichtel seinerseits vergalt übrigens Abneigung mit Abneigung, ja, ihm war der mit unerschütterlicher kühler Ueberlegenheit gewappnete ältere Lebe- mann, wo er ihm begegnete, immer auf das höchste unbequem gewesen; hatte Herr Schweder es doch fertig gebracht, ihm an jenem glorreichen Abend, an dem er sich mit bestem Rechte der

unzweifelhaften Bevorzugung seitens jener Tänzerin rühmen konnte, anscheinend ganz aufrichtig zu gratuliren und ihm seinen wärmsten Dank abzustatten, daß er ihn, Schweder, der Mühe überhoben hätte, ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, welches ihm bei seinen übrigen zahlreichen Engagements schon angefangen hätte, lästig zu werden, ehe es noch ernstlichere Gestalt angenommen hätte. Wichtel junior war zwar scharfsichtig genug, den Aerger Schweders über die unerwartete Niederlage auch durch die Maske dieser Gratulation hindurch zu erkennen; aber die Gesellschaft junger Leute, vor der Herr Schweder seine Theilnahme an dem wichtigsten Erfolge zu dokumentiren für gut fand, gönnte dem Freunde Wichtel viel eher eine gelinde Blamage, als einen Triumph, und nahm daher Schweders Genugthuung mit großem Behagen als baare Münze hin.

So war denn der Herr Referendarius Wichtel keineswegs erbaut gewesen, als er an dem mehrerwähnten Nachmittage den fatalen Schweder in dem Café anwesend fand, wo er, Wichtel, mit einer größeren Anzahl bunt zusammengewürfelter Leute fast allnachmittäglich zusammenzukommen pflegte. Das Café Heдебusch war das Rendezvous der Schachspieler von P., und Wichtel junior war ein gefürchteter Kämpfer auf den 64 Feldern des königlichen Spiels.

Nur ein Schachspieler in P. hatte früher unbestritten als ihm überlegen gegolten, und dieser eine war wieder kein anderer als Herr Schweder. Schweder war in allen Spielen Meister. Im Carambolagepiel auf dem Billard gab er dem geübtesten Billardkellner wenigstens 30 Point auf 100 vor und siegte fast immer. In jedem der beliebteren deutschen Kartenspiele — im Whist und Phombre, Solo und Preference, und vor allem im Skat, jenem Kartenspiel, das in den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland allen übrigen bedeutendes Terrain abgewonnen hat und das herrschende Spiel geworden ist, — galt er als Autorität, deren Rath und Urtheil man in zweifelhaften oder schwierigen Fällen gern einholte, mit der aber nur wenige zu spielen liebten, da man trotz aller Glückchancen des Spiels so ziemlich sicher sein konnte, zu verlieren.

Herr Schweder wußte, daß man ihn als Spieler fürchtete, und spielte deswegen nur, wenn man ihn darum bat; das Schachspiel hatte er in den letzten Jahren fast ganz aufgegeben, und das Café Heдебusch pflegte er spöttisch eine Stümperkolonie zu nennen, wo um die Palme des schlechtesten Spiels gestritten würde.

Es entstand daher einige Aufregung im Café Heдебusch, als Herr Schweder eintrat, freundlich, wenn auch vornehm, nach allen Seiten grüßte und sich mit der ihm eigenen lebenswürdigen Angenirtheit, ganz, als wäre er ein täglicher Theilnehmer an den Schachzusammenkünften, mitten zwischen zwei nahe bei einander stehenden Tischen, an denen gespielt wurde, niederließ.

Einer der Spieler konnte sich nicht enthalten, seiner Bewunderung über den seltenen Besuch Ausdruck zu geben. Herr Schweder antwortete auffallend verbindlich, die Sehnsucht nach dem langentbehrten geistvollen Spiel habe ihm keine Ruhe mehr gelassen, und so wolle er denn heute wenigstens wieder einmal ein paar Partien spielen sehen.

Den scharfblickenden und spottfüchtigen Schweder zum Zuschauer zu haben, war aber keineswegs nach dem Geschmack der Schachspieler im Café Heдебusch. Daher hatten sie ihm eifrig zugeredet, er möge doch lieber selbst zeigen, was mit dem sechzehn Köpfe starken Heere der Schachfiguren geleistet werden könne.

Herr Schweder war aber nicht so leicht dazu zu bewegen gewesen. Nach einer raschen Umschau im ganzen, ziemlich geräumigen Rauchzimmer hatte er erklärt, er habe viel zu lange nicht gespielt und müsse sich erst wieder gründlich in's Spiel hinein-denken.

„Nein, nein, verehrtester Herr Schweder,“ hatte ein jovialer, alter Herr darauf geantwortet, „so ungerührt sollen Sie diesmal nicht davontkommen; wir sind zwar hier alle viel zu schwache Spieler, als daß wir verlangen sollten, ein Meister, wie Sie, sollte sich mit uns begnügen. Ueber ein kleines aber wird unser jugendlicher Matador erscheinen, dann müssen Sie vor die Klinge, da kann Ihnen kein Gott helfen.“

Dieser jugendliche Matador war nun eben der Referendar Wichtel junior, dem es ein leichtes gewesen, sich zum unbestrittenen Herrscher im Schachreiche des Café Heдебusch aufzuschwingen, seit Schweder daselbst nicht mehr verkehrte. Man hielt ihn allgemein für einen Spieler, dessen Stärke im letzten Jahre infolge theoretischer Studien ungemein gewachsen sei, und er selbst theilte

diese Meinung. Er hatte sich daher gerade wegen seiner Abneigung gegen Schweder, als er dann wirklich bald gekommen war, zu einer Partie auch bereit finden lassen — war er doch in beständiger Übung, während Schweder sicher sehr viel verlernt hatte und deshalb ein nicht mehr gefährlicher Gegner sein konnte.

Bestärkt hatte den Herrn Wichtel in seiner Meinung das Sichsträuben Schweders, der schließlich, wie es seinem Gegner schien, nur aus Besorgniß, seinen alten Schachruhm gänzlich einzubüßen, das von allen Seiten unterstützte Anerbieten angenommen hatte.

Unter den Augen fast aller übrigen Anwesenden, die sich im Kreise um die beiden Kämpen versammelt hatten, war nun der Strauß ausgefochten worden. Schweder hatte bei jedem Zuge lange nachgedacht und trotzdem, wenn auch erst nach anderthalbstündigem Streite, die Partie verloren. Wichtel hatte viel rascher gespielt und zum Schlusse eine ungemein sieges sichere selbstbewußte Haltung angenommen. War er doch nun der festen Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht — Schweder war ihm nicht mehr gewachsen. Er wurde von den Zuschauern lebhaft beglückwünscht. Schweder verlangte eine Nebanchepartie. Diese währte noch länger als die erste, wieder spielte Schweder sehr langsam, auf einmal leuchtete es auf seinem Gesicht triumphirend auf, er machte auffällig rasch, nachdem Wichtel gezogen, seinen Gegenzug, dann noch rascher die folgenden und kündigte Schachmatt in drei Zügen an. Alle waren außerordentlich überrascht — Wichtel mehr, als jeder andere. Er wollte nach längerem Nachsinnen schon vornehm lächelnd die Achseln zucken — da mußte er wirklich zugeben, daß Schweder recht hatte.

Nun gratulirten die Zuschauer Herrn Schweder nicht minder herzlich, als vorher seinem Gegner. Wichtel ärgerte sich gewaltig. Er wollte unter allen Umständen der Held des Tages bleiben; sicherlich hatte er auch nur irgend ein grobes Versehen begangen — sonst hätte Schweder nicht zu siegen vermocht.

Er stellte also ohne weiteres die Figuren zu einer dritten — der sogenannten Meisterpartie, die ja selbstverständlich gespielt werden müsse, in Schlachtordnung. Die Zuschauer aber, von denen die meisten lange über ihre gewöhnliche Zeit im Café ausgehalten hatten, waren ganz begeistert, sie versicherten so interessante Spiele lange nicht mit angesehen zu haben.

Und das mußte man unsren Schachduellanten lassen, sie spielten jetzt beide anscheinend mit Ausbietung all ihrer Kräfte. Herr Wichtel wurde purpurroth vor Aufregung, und dicke Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn. Schweder schien ganz ruhig, aber die Art, wie er spielte, unverwandt den Blick auf das Schachbrett gerichtet, ohne die Spur einer andern Bewegung als dazu nöthig war, die Figuren hin und herzubewegen, — dieses offenebare Konzentriren aller Geistesfähigkeiten auf den einen Punkt — bewies zur Genüge, wie sehr auch ihn das Spiel fesselte.

Lange wogte die Schlacht unentschieden hin und her — endlich eroberte Schweder einen feindlichen Bauern und die günstigere Stellung. Die Zuschauer wollten bereits wetten, daß ihm auch diesmal der Sieg werden müsse. Da glitt über Schweders Lippen schattenhaft flüchtig das gewohnte sarkastische Lächeln und er spielte wieder rascher als zuvor. Diesmal folgte jedoch dieser seiner Beschleunigung des Spiels nicht die rasche und gewaltsame Niederwerfung des Feindes, im Gegentheil, Schweder machte plötzlich ein Versehen, das ihn um den gewonnenen Bauern und den Angriff brachte. Wichtel, der sich vor Aerger und Erregung die Lippen beinahe blutig gebissen hatte, athmete hoch auf und ließ alle Kunstgriffe und Kniffe spielen, um den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Aber trotzdem Wichtel im weiteren Verfolge des Schwederschen Fehlzuges gar noch einen Offizier eroberte und augenscheinlich das stärkere Spiel bekam, vermochte er das Schachmatt nicht zu erzwingen. Schweder hatte wieder mit erstaunlicher Hartnäckigkeit und Ruhe gespielt und den Gegner gezwungen, sich selber derart zu schwächen, daß die Partie endlich als unentschieden abgebrochen werden mußte.

Der Kampf hatte im ganzen fast sechs Stunden gedauert. Viele von den Zuschauern waren zu ihrem Leidwesen gezwungen gewesen, das Café zu verlassen, bevor die Schlacht entgiltig entschieden war. Die wenigen, welche standhaft ausgeharrt, lud jetzt Herr Schweder, der „entsetzlich fatigüirt“ zu sein behauptete, und eine Auffrischung seiner Lebensgeister zu bedürfen, zu „einem Gläschen Champagner“. Besonders ritterlich klang die Einladung, welche er an seinen siebrißig erregten Gegner Wichtel richtete, der nicht einen Augenblick zögerte, sie anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenthümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt.

Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby.

Freundschaftliche Verhältnisse solcher Art, welche die Grundlage der menschlichen Gesellschaftsorganisation bilden, wie staatliche Gemeinschaften, Ehebündnisse, Vereinigungen zum Behuf des Lebensunterhaltes oder auch der Geselligkeit, sind unter den Thieren eine bekannte Erscheinung. Alle diese Verhältnisse der

Zuneigung, des Zusammenlebens und Zusammenwirkens haben indeß das natürliche Merkmal, daß sie stets auf das Einzelwesen einer und derselben Thierart beschränkt sind. Es gibt aber in der Thierwelt einzelne Fälle von Freundschaftsbeziehungen, die nicht nur zwischen verschiedenen Arten und Gattungen, sondern



Christian Daniel Rauch. (Seite 95.)

selbst zwischen weit auseinanderstehenden Ordnungen, Klassen, ja sogar Urstämmen des Thierreichs zutage treten. Von ihnen wollen wir im Nachfolgenden in kurzen Umrissen dem Leser Kunde geben.

Es sind die Fälle dieser Art bisher nur zum Theil aufgeklärt und von den Forschern, die sich eifrig mit dem interessanten Gegenstande beschäftigten, auf uns verständliche Ursachen zurückgeführt worden. In der Mehrzahl haftet ihnen noch viel Räthselhaftes an, und es könnte hier vor allem auch ein nicht gelehrter Naturfreund und Liebhaber, der Zeit und Gelegenheit zu sorgfamen und andauernden Beobachtungen hat, der Wissenschaft durch Aufschlüsse werthvolle Dienste leisten.

Den Uebergang von den zuerst genannten gesellschaftlichen Beziehungen zu unserem Thema bilden die Fälle eigenthümlicher Gastfreundschaften in der Thierwelt. Sie finden sich ausgeprägt bei einem staatenbildenden Thier, dem intelligentesten nicht allein unter wirbellosen, sondern selbst unter der Mehrzahl der höheren Thiere, bei den Ameisen.

Zunächst sehen wir diese Gastfreundschaft geübt an fremden Arten ihrer eigenen Gattung. Es kommt in dem Nesthauſen der großen, rothen Waldameise oder Hügelameise (*Formica rufa*) als Gast eine kleine, glänzend gelbe Art vor, zu den Knotenameisen gehörend — der Hinterleibsstiel derselben ist zweifach

geknotet — welche man noch niemals selbständig in eigenen Nestern gefunden hat. Man nimmt daher an, daß das Leben dieses von seinem Wirth abhängig sei, in welcher Weise jedoch, uns bisher noch völlig unbekannt. Der Hugelameise sehr ähnlich ist die blutrothe Raubameise (*F. sanguinea*), ein in seinen Kämpfen und Raubzügen gegen andere Ameisen höchst grausames, jahzorniges Thier, in dessen Nestern man nichtsdestoweniger eine andere, viel kleinere, gelbe Art vorfindet, die sich bei ihr als Gast eines ungestortten Daseins erfreut. Wenn man bedenkt, daß in allgemeinen die Ameisen gegen andere Thiere, die in ihre Gewalt kommen, eine unerbittliche gnadenlose Feindschaft hegen — wer hätte nicht schon bei einem Waldspaziergang beobachtet, wie selbst große Käfer unter verzweifelter Gegenwehr von ihnen bewältigt und in das Nest geschleppt wurden — wie sie insbesondere über alles, was in ihre Wohnung geräth, wüthend herfallen, dem muß eine fernere Thatsache ganz erstaunlich vorkommen. Man findet nämlich in dem Nest bestimmter Ameisen Käferlarven, die bis zu ihrer Entwicklung, und ausgebildete Käfer in einer ganzen Anzahl von Arten, die oft ihr ganzes Leben lang als Gäste dort verweilen und bei ihren Wirthten Schutz und Pflege genießen. So findet sich die Larve des sehr bekannten Gold- oder Rosenkafers (*Cetonia aurata*) gewöhnlich in den tieferen Nesttheilen der vorgenannten rothen Waldameise, wo sie sich von den vermodernden Holzstückchen nährt, die ihre Gastgeber zusammengetragen. Es gibt unter den Käfern eine Abtheilung, Stuckkafer, oder Kurzflügler genannt (*Staphyliniadae*), sehr leicht erkennbar dadurch, daß die sehr verkürzten Flügeldecken den Hinterleib zum größten Theil frei lassen. Von dieser Familie leben verschiedene Arten, die deshalb Ameisenfreunde heißen, in den Nestern kleinerer Ameisen. Was das Verhältniß für den Forscher noch anziehender macht, ist der Umstand, daß mehrere dieser Kafergaste in Folge ihres dunkeln Luftenthalts — gerade wie die Käfer der Grotten und Höhlen — im Laufe der Zeit die Augen verloren haben und blind geworden, somit auf liebevolle Gastfreundschaft besonders angewiesen sind. Und diese wird ihnen in vollem Maße zutheil. So lebt der gelbe Keulenkafer (*Claviger foveolatus*) unter Steinen in den Nestern der kleinen gelben Ameise (*Formica flava*), deren Bi ganz besonders schmerzhaft und gefürchtet ist. Wird der Stein aufgehoben und das Nest beunruhigt, so sieht man, wie die Ameisen den Käfer grade so wie ihre eigenen Puppen anfassen, emporheben und tiefer in das Innere des Baues hineintragen. Welches Motiv die Ameisen bei solcher Gastfreundschaft leitet, ist bisher noch durchaus unaufgeklärt. Wenn, wie wir annehmen müssen, die Wirth von der Anwesenheit ihres Gastes einen Vortheil haben, so ist dieser also ein gegenseitiger und es wartet somit wirkliche Freundschaft ob zwischen beiden so verschiedenen Thieren. Anders geartet ist das bekannte Freundschaftsverhaltni der Ameisen zu den Blattläusen. Die letzteren werden wegen ihres süßen Leibesastes, der für die Ameisen ein besonderer Leckerbissen ist, von den schlauen Thieren geradezu als Melkkuh benutzt und zu solcher Bestimmung zwangsweise in die Nester getragen. Von einer gegenseitigen, freiwilligen Freundschaft kann hier suglich nicht die Rede sein und deshalb fällt dies Verhältniß nicht in unser Thema. Wir müßten sonst auch die Sklaven der Ameisen hier vorführen, welche in regelrechten Kriegszügen, Schlachten und Belagerungen — so modern vorgeritten in der Kultur sind diese Thiere — aus fremden Nestern geraubt und daheim gezwungen werden, alle Arbeiten für ihre Herren zu verrichten.

Wir wenden uns zu einer anderen, merkwürdigen Freundschaftsbeziehung, welche in der Klasse der Fische stattfindet, zwischen zwei Fischarten aus ganz entfernt stehenden Ordnungen. Es ist das Verhältniß zwischen dem Haifisch und Lotfisch. Ueber den sogenannten Menschenhai und seine spruchwortliche Raubgier und Gefrahigkeit wäre es überflüssig, hier Näheres anzuführen; weniger bekannt dürfte sein munterer Begleiter sein. Es ist dies der Lotfisch, auch Pilot genannt (*Neurates ductor*), ein etwa neun bis zwölf Zoll langes

Fischlein von fast kegelförmiger Gestalt mit stumpfer runder Schnauze, bläulich-weiß, mit drei dunkelblauen Querbanden auffallend und prächtig gezeichnet. Er gehört zu den Matrelen,



Der Rattenfänger von Hammeln. (Seite 96.)

in dieselbe Familie, wie der Thunfisch, lebt im Mittelmeer und im Süd-Atlantischen Ozean und kommt, wiewohl nicht gerade häufig, auf den Fischmarkt zu Triest, wo man ihn, da sein Fleisch überaus wohlnehmend ist, sehr theuer verkauft. Wahrscheinlich ist dieser Fisch derselbe, den Aristoteles irrthümlich als den Begleiter des Delphins anführt, und unzweifelhaft identisch mit dem Pomilus der Alten, einem Fisch, der treu den Schiffen im Meere durch die weitesten Strecken folgt und sie erst bei Annäherung der Küsten verläßt. Das Freundschaftsverhältniß des Lotosfisches zum Hai ist vielfach angezweifelt worden, es hat sich aber nach allen Beobachtungen der Neuzeit durchaus bestätigt. Philipp Commerçon, ein ausgezeichnete französischer Arzt und Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, der eine Reise um die Erde machte und ein geschätztes Werk über die Fische des Mittelmeeres schrieb, berichtet: „Ich habe immer die Erzählung von dem Lotosen des Haifisches für eine Fabel gehalten, nun aber mich doch durch den Augenschein überzeugt, so daß ich nicht mehr an der Wahrheit zweifeln kann. Daß die Lotosen die Brocken verzehren, welche der Hai fallen läßt, begreift man, aber daß er sie nicht verschlingt, wenn sie ihm immer um die Nase schwimmen, begreift man nicht. Oft habe ich gesehen, wie ein Lotosfisch nach dem ausgeworfenen Speck schwamm und dann zurück zum Hai ging, worauf dieser sogleich selbst kam. Fängt man den Hai, so folgen ihm seine Lotosen, bis man ihn emporwindet, und erst dann fliehen sie. Finden sie aber keinen anderen Hai, so halten sie sich an das Schiff selbst und folgen diesem oft mehrere Tage lang, bis sie wieder ihr Glück gemacht haben. Der englische Forscher Bennet versichert, daß man die so hurtigen und gewandten Lotosfische einzig und allein dann fangen könne, wenn man vorher einen Hai geangelt habe. Die kleinen, treuen Begleiter wollen sich von ihrem Beschützer nicht trennen und umschwimmen ihn, wenn er aus dem Wasser gezogen wird, bis er verendet ist. Und da sie hierbei der Oberfläche mehr als sonst sich nähern, so hält es nicht schwer, sie mit einem langgestielten Haken aufzufischen. Daß die Lotosen den Haifisch auf gute Schiffsbeute, ausgeworfene Köder u. dergl. aufmerksam machen, wobei sie ihm freilich wider ihren Willen oft einen sehr schlechten Freundschaftsdienst leisten, ist wiederholt gesehen worden.“ So erzählt der Berliner Naturforscher Mehen in der Schilderung seiner Reise um die Welt, daß der Lotosfisch dem Hai gewöhnlich vorausschwimme, sich in der Regel in der Nähe seines Rachens halte oder unter eine seiner Brustflossen begeben, zuweilen

auch nach rechts und links schieße, als ob er auf Entdeckungen ausgehe und darauf eilig wieder zum Hai zurückkehre. Eines Tages wurde von dem Schiffe des Beobachters eine geföhrte Angel ausgeworfen, da ein Hai in einer Entfernung von etwa zwanzig Klaftern folgte. Mit Blitzesschnelle schoß der Lotosfisch auf die Lockspeise zu, schien sie sogar zu versuchen, kehrte darauf zum Hai zurück, umschwamm denselben zu wiederholten Malen, peitschte das Wasser mit dem Schwanz und trieb es so fort, bis sich der Hai unter seiner Leitung in Bewegung setzte und wenige Minuten später richtig ein Opfer seiner Freßgier geworden war. Und ganz ebenso meldet der berühmte Geoffroy St. Hilaire, der naturwissenschaftliche Begleiter der napoleonischen Expedition nach Aegypten: „Auf unserer Fahrt kam während einer Windstille ein Hai gegen das Schiff geschwommen, nebenher zwei Lotosfische, welche immer eine gewisse Entfernung hielten, bei ihrer Ankunft das Schiff zweimal von einem Ende zum andern untersuchten, und da sie nichts für ihren Gaumen fanden, weiter zogen, ihren Hai mit sich nehmend. Inzwischen hatte ein Matrose einen Haken mit Speck geföhdert und warf ihn ins Meer. Die Fische waren bereits ziemlich weit entfernt, hörten jedoch das Plumpen, kehrten um, und begaben sich, sobald sie den Speck ausgekostet, wieder zu ihrem Freunde, welcher sich währenddessen an der Oberfläche des Wassers durch Umwälzen u. dergl. belustigt hatte. Sogleich kehrte er um, auf jeder Seite begleitet von einem seiner kleinen Kundschafter, wurde von diesem förmlich auf den Speck, welchen er nicht gewittert zu haben schien, gestoßen, bis zuerst ein Stück des Köders ab, schnappte noch einmal zu, hing an der Angel und ward an Bord gezogen. Zwei Stunden später fing man auch einen von den Lotosfischen, welche das Schiff noch nicht verlassen hatten.“ Es offenbarte uns die vorgeführten Thaten aufs unzweideutige ein gegenseitiges freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Thieren. Die Erklärung reicht entschieden nicht aus, die man gegeben, daß der Lotosfisch deshalb dem Hai folge, weil er in der Nähe dieses großen Räubers vor den Nachstellungen aller anderen Raubfische geschützt sei, während seine Gewandtheit ihn davor bewahre, von diesem seinem Beschützer gefressen zu werden. Noch nie ist beobachtet worden, daß der Hai auch nur den Versuch macht, seinen kleinen Freund sich einzuverleiben, während er sonst nach allem gierig zuschnappt, was ihm vor Augen kommt. Der Lotosfisch ist eben das einzige lebende Wesen, das der Hai um sich und in seiner nächsten Nähe duldet. (Fortsetzung folgt.)

Das neue Recht im neuen Reich.

Von P. D.

II.

Die allgemeinen Grundsätze des Strafprozesses und Civilprozesses in ihrer Gegensätzlichkeit und Gemeinsamkeit.

a) Die Official- und Verhandlungsmaxime.

Der Strafprozeß und der Civilprozeß dienen beide der Verwirklichung des materiellen Rechts. Die Strafprozeßordnung und Civilprozeßordnung stellen die Normen auf, in denen ein Rechtsstreit seiner Entscheidung entgegengeführt werden soll. Voraussetzung eines jeden Civil- oder Strafprozeßverfahrens ist eine Rechtsverletzung. Indem der Staat Gesetze über das Civil- und Strafprozeßverfahren erläßt, kommt er der aus dem Recht der Justizhoheit fließenden Pflicht nach, für Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes Sorge zu tragen. Die Natur der Rechte aber, deren Schutz Aufgabe des Strafprozesses einerseits und des Civilprozesses andererseits ist, bedingt aber eine vielfache Verschiedenheit der Gestaltung des Strafprozesses und Civilprozesses selbst.

Im Strafprozeß wird der Strafanspruch des Staates, im Civilprozeß irgendein bestrittener Anspruch eines einzelnen, einer Privatperson verfolgt. Im Strafprozeß steht das öffentliche Recht, im Civilprozeß das Privatrecht in Frage. Dort ist der Kläger der Staat, hier eine Privatperson. Es greift also der wesentliche Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Recht Platz, welcher vorwiegend darin zu finden sein wird, daß das öffentliche Recht der Disposition den einzelnen Individuen entzogen, während ein privates Recht dem Verzicht des Berechtigten unterworfen ist. Alle Privatrechte sind ganz oder theilweise veräußer-

lich, das öffentliche Recht ist unveräußerlich, keinem andern Willen, als dem Willen des Staates unterthan, und letzterem auch nur insofern, als der Staat als gesetzgebender Faktor Gesetze ab- und neu schaffen kann. Solange ein Gesetz, z. B. ein Strafgesetz, besteht, sind nur die Organe des Staates gezwungen, dasselbe anzuwenden; sie können nicht nach Belieben ein Gesetz in diesem Falle ignoriren, in jenem zur Anwendung bringen.

Auf diesem grundsätzlichen Gegensatz zwischen öffentlichem und privatem Recht basiert ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Strafprozeß und Civilprozeß. In der Wissenschaft wird derselbe folgendermaßen ausgedrückt. Der Strafprozeß steht unter der Herrschaft des Officialprinzips, der Civilprozeß unter der Herrschaft der Verhandlungs- oder Dispositionsmaxime. Das erste Prinzip bedeutet: das Verbrechen ist ein nicht wieder gut zu machender Rechtsbruch, welcher dem Staate zur Genugthuung und dem Verbrecher zur Strafe verfolgt werden muß. Aus diesem Prinzip folgt, daß der Staat Organe für die Strafverfolgung — die Staatsanwaltschaft — bestellt, welche die Klage kraft Gesetzes zufolge ihrer amtlichen Pflicht zur Verfolgung des Verbrechens zu erheben haben, und welche sich dieser Pflicht ebensowenig entziehen können, als der Verbrecher der Strafe aus eigenem Willen sich entziehen kann. Weiter stellt sich als eine Konsequenz dieses Prinzips, welche allerdings erst die modernen Strafprozeßgesetze gezogen haben, das Streben nach materieller Wahrheit, die Befreiung des Richters von allen bindenden Beweisregeln bei der Frage nach dem Vorhandensein einer Schuld dar. Weil in früheren Jahrhunderten das Verbrechen nicht als Ver-

legung des öffentlichen Rechts, vielmehr als eine private Rechtsverletzung aufgefaßt worden ist, der Anspruch auf Strafe daher nicht als ein Recht des Staates erschien, sondern jedem andern Privatrechtsanspruch, z. B. jedem Eigenthumsanspruch, gleichgeachtet wurde, so war es Sache des Verletzten, den Verbrecher zur Strafe zu ziehen, sei es, wie dies in den ersten historischen Zeiten der Fall war, im Wege der Blutrache, sei es dadurch, daß er selbst als Ankläger vor Gericht erschien. Der Staatsanwalt unsrer Zeit ist den Zeiten des Mittelalters unbekannt. Weil aber nach der modernen und unzweifelhaft richtigen Ansicht das Verbrechen als öffentliche Rechtsverletzung bestraft werden muß, so kann natürlich auch nur das zur historischen Gewißheit erhobene, das erwiesene Verbrechen bestraft werden.

Bei diesem modernen Charakter der Verbrechenverfolgung kann natürlicher- und billigerweise auch allein die freie richterliche Ueberzeugung über die Schuldfrage, über die Beweisfrage entscheiden. Dieser freien richterlichen Ueberzeugung dürfen, soll nicht ein abscheulicher Gewissenszwang ausgeübt werden, unter keinen Umständen durch etwaige gesetzliche Beweisregeln, denen zufolge er beim Vorhandensein gewisser, gesetzlich anerkannter Beweisgründe, z. B. des Geständnisses, die Schuldfrage bejahen muß, Schranken gesetzt werden. Es ist fast selbstverständlich, und es hieße unserm Jahrhundert einen Schlag in das Gesicht geben, wenn es nicht so wäre, daß die Reichsstrafprozessordnung das Offizialprinzip und dessen Konsequenzen in sich aufgenommen hat. Paragraph 152 derselben sagt: „Zur Erhebung der öffentlichen Klage ist die Staatsanwaltschaft berufen.“ Dieses ist, soweit nicht ein anderes gesetzlich bestimmt ist, verpflichtet, wegen aller gerichtlich strafbaren und verfolgbareren Handlungen einzuschreiten, sofern zureichende thatsächliche Anhaltspunkte vorliegen.

Das Prinzip der freien Beweiswürdigung findet hingegen seine Anerkennung im Paragraph 260 der Strafprozessordnung, wo es heißt: „Ueber das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung.“ Der Eid der Verletzten oder der Angeklagten, oder gar sogenannte Eideshelfer, wie dies im altdeutschen Prozess möglich war, sind nicht, ebensowenig das Geständnis, als Beweisgründe anerkannt. Ein Angeklagter muß, auch wenn er des Verbrechens geständig ist, freigesprochen werden, sofern Grund zu der Annahme vorhanden ist, daß er das Geständnis wider die Wahrheit abgelegt hat, ein Fall, der zwar unwahrscheinlich, aber doch in der Praxis wiederholt vorgekommen ist. Wie anders gestalten sich aber diese Dinge im Civilprozess, wo allein Privatrechte, veräußerliche, dem Verzicht der Parteien unterliegende Rechte in Frage stehen. Zwar hat auch der Civilprozess, und dies ist eine der wichtigsten Neuerungen, welche die Civilprozessordnung getroffen hat, das Prinzip der freien richterlichen Beweiswürdigung anerkannt. Der frühere gemeine deutsche und sächsische Civilprozess insbesondere hatte eine Unzahl von gesetzlichen Beweisregeln aufgestellt, durch welche der Richter, waren die Voraussetzungen dieser Regeln gegeben, gezwungen war, den Beweis als ganz oder halb erbracht anzusehen, ohne Rücksicht auf seine eigene Ueberzeugung, und gleichviel, ob die Thatsache in Wirklichkeit wahr oder unwahr war. So waren z. B. zum vollen Beweis zwei klassische Zeugen notwendig. War nur ein, wenn auch völlig glaubhafter Zeuge vernommen, durch dessen Aussage die bestrittene Thatsache für jeden Menschen als wahr erwiesen wurde, so mußte dennoch, zufolge der Beweisregel, daß nur zwei Zeugen vollen Beweis geben, der Richter der einen oder andern Partei noch einen Reinigungs- oder Bestätigungseid auferlegen, welcher noch abgeleistet werden mußte, ehe die Thatsache für juristisch erwiesen, für formell wahr angesehen werden konnte.

Die Folge davon war, daß einerseits vielfach überflüssige Eide geschworen werden mußten, daß andererseits gewissenlose Parteien durch Leistung von Glaubenseiden die Wahrheit von Thatsachen ablehnten, für welche ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit erbracht worden war. Es würde zu weit führen, alle die gesetzlichen Beweisregeln aufzuführen. Es sei darum bloß konstatiert, daß die materielle Wahrheit durch dieselben oft die empfindlichste Einbuße erlitt und das gute Recht durch das formelle Beweisprinzip oftmals gebeugt wurde. Ein Sieg der materiellen Wahrheit ist es daher, wenn § 259 der Civilprozessordnung bestimmt: Das Gericht hat unter Berücksichtigung des gesammten Inhalts der Verhandlung und des Ergebnisses einer etwaigen Beweisaufnahme nach freier Ueberzeugung zu entschei-

den, ob eine thatsächliche Behauptung für wahr oder nicht wahr zu erachten sei.

Ist durch diese Bestimmung dem Uebelstand, daß die materielle Wahrheit in den schreiendsten Widerspruch mit der formellen juristischen Wahrheit tritt, ein Kiegel vorgeschoben, so bedingt doch die Natur der im Civilprozess zu verhandelnden Rechte eine gewisse Beschränkung des Grundsatzes der freien richterlichen Beweiswürdigung, wie sie der Strafprozess nicht kennt. Es existiren daher auch nach der Civilprozessordnung gesetzliche Beweisregeln, z. B. in Beziehung auf den Beweis durch Urkunden und durch Eid. Bezüglich der Regeln des Urkundenbeweises muß hier auf die Bestimmungen der Civilprozessordnung verwiesen werden. Bei Würdigung der Beweisraft des Eides muß selbstverständlich das richterliche Ermessen ausgeschlossen sein. Eine beschworene Thatsache muß der Richter als wahr erachten, so lange derjenigen Partei, welche den Eid geleistet hat, eine Verletzung der Eidespflicht nicht nachgewiesen ist.

Ebenso muß der Richter diejenige Thatsache als erwiesen ansehen, in Beziehung auf welche der Eid verweigert oder erlassen worden ist. Eine weitere Konsequenz der den Civilprozess beherrschenden Dispositionsmaxime ist, daß das gerichtliche Geständnis im Civilprozess eine ganz andere Bedeutung hat, als im Strafprozess. Im letzteren gilt es nur insofern, als es einen Grund für die Ueberzeugung des Richters von der Schuld des Angeklagten in sich trägt. Im Civilprozess trägt das Geständnis den Charakter eines Verzichts an sich, und zwar stellt es hier einen Verzicht auf den Beweis einer Thatsache dar, welche letztere infolge dessen eines Beweises nicht mehr bedarf. Das Geständnis der Partei sowohl als ihres Vertreters ist deshalb auch unwiderruflich, ausgenommen die geständige Partei beweist, daß ihr Geständnis der Wahrheit nicht entspräche und durch einen Irrthum veranlaßt sei. Am prägnantesten wird aber der Charakter des Civilprozesses im Gegensatz zum Strafprozess durch die einfache Thatsache dargestellt, daß im Civilprozess der Kläger die ihr persönliches Recht verfolgende Privatperson, nicht der durch den Staatsanwalt vertretene Staat ist, daß, soweit der Staat als Kläger oder Beklagter im Civilprozess auftritt, er jeder anderen ihr Recht suchenden Partei gleichgeachtet wird und er kein größeres oder geringeres Maß von Rechten und Pflichten als jeder andere Kläger oder Beklagte hat.

Zwar gilt auch im Strafprozess der Grundsatz, wo kein Kläger, auch kein Richter; jedoch liegt bei dem Vorhandensein eines Verbrechens der gesetzliche Zwang für den Staatsanwalt zur Klage vor und ist auch das Gericht vielfach gezwungen, von amtswegen ohne Antrag der einen oder anderen Partei thätig zu werden. Soweit es sich hingegen um im Wege des Civilprozesses verfolgbare Rechte handelt, steht es jedem, dessen Recht verletzt ist, frei, Klage zu erheben oder nicht. Er kann jederzeit auf sein Recht verzichten und dadurch den Rechtsstreit gegenstandslos machen. Er ist auch innerhalb gewisser Schranken befugt, die einmal erhobene Klage zurückzuziehen. Es steht überhaupt jeder Partei, dem Kläger sowohl wie dem Beklagten, frei, welche der im einzelnen Falle gegebenen Angriffs- und Vertheidigungsmittel sie geltend machen will. Die schwerwiegende Konsequenz dieser sogenannten Verhandlungsmaxime liegt aber darin, daß der Richter außer den Prozesskosten der Partei nie etwas zusprechen darf, was nicht beantragt ist. Ueber dem Willen des Richters steht in Bezug auf das Streitobjekt der Wille der Partei.

Gewiß sind die Offizial- und Verhandlungsmaxime diejenigen Grundsätze, durch welche der Strafprozess und Civilprozess in den entschiedensten Gegensatz treten. Doch wird keiner der Prozesse von einer jeden so ausnahmslos beherrscht, daß nicht auch die Offizialmaxime ihre Wirksamkeit im Civilprozess und umgekehrt die Verhandlungsmaxime im Strafprozess zeige. In letzterer Beziehung muß vor allem auf die im Wege der sogenannten Privatanklage verfolgbareren und Antragsverbrechen hingewiesen werden. Es gibt gewisse Vergehen, z. B. Beleidigungen, Körperverletzungen, Verletzung des Briefgeheimnisses, Diebstahl und Unterschlagung unter Verwandten in auf- und absteigender Linie und andere, deren Verfolgung entweder ganz dem Verletzten überlassen ist oder aber bei denen die Verfolgung durch den Staatsanwalt erst dadurch bedingt ist, daß der Verletzte Strafanktrag stellt. Hinwiederum wird der Staatsanwalt im Civilprozess thätig, so im Eheprozess und im Entmündigungsverfahren. Der Grund für diese Ausnahme liegt offenbar darin, daß in diesen Fällen das öffentliche und private Interesse ineinander überfließt,

daß da, wo eigentlich nur Privatrechte, wie eben in Ehe- und Entmündigungssachen, in Frage kommen, immerhin ein öffentliches Interesse mit berührt wird, daß hingegen in den Fällen der Antragsvergehen das Interesse des Staates an der Strafverfolgung von Verbrechen nicht von der Bedeutung ist, daß er es dem Verletzten überläßt, die Strafverfolgung zu veranlassen. Doch diese Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Beide Prinzipien sind eben derart, daß weder die Strafrechtspflege ohne die Offizial-

maxime noch die Civilrechtspflege ohne die Verhandlungsmaxime aufrecht erhalten werden kann. Ein Aufgeben der Offizialmaxime im Strafprozeß würde schneller oder langsamer die Rechtsordnung in ein Chaos verwandeln und als Rechtsmittel schließlich nur die Blutrache übrig lassen. Eine Beseitigung der Verhandlungsmaxime im Zivilprozeß würde die Grundveste der bürgerlichen Rechtsordnung, die Freiheit der Person und ihres Vermögens erschüttern.

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Zeit beschäftigte sich Goethe nur mit kleineren dichterischen Arbeiten, als ob er sich erst für große Schöpfungen wieder sammeln und vorbereiten wolle. Schon wie er am „Werther“ thätig war, hatte er sich mit einem vielversprechenden Drama „Mahomet“ getragen, von welchem aber nur ein kleines Bruchstück vollendet wurde. Daneben und darnach entfloßen eine Reihe dramatischer Scherze, „belebter Epigramme“, darunter ein Angriff gegen Wieland, seiner unermüdeten Feder, und unter die Reihe dieser Skizzen und rasch hingeworfenen Kleinigkeiten kann füglich auch das nach dem Memoire Beaumarchais geschaffene, durch sein Verhältniß zu Anna Sibylla Münch entstandene und im Jahre 1774 veröffentlichte Drama „Clavigo“ gerechnet werden, welches innerhalb des kurzen Zeitraums von noch nicht einmal acht Tagen vollendet wurde und als Stück an sich wohl regelmäßiger und bühnengerechter als der „Götz“, aber sehr wenig selbständig gearbeitet ist und an innerer Bedeutung sehr gegen die vorhergegangenen beiden großen Werke absteht. Von weiteren Entwürfen und kleineren Produkten sind neben seiner zweifelsohne ebenfalls in diese Zeit fallenden Beschäftigung mit dem „Faust“ gleich hier noch zu erwähnen der Plan zu einem Drama „Prometheus“, die Schauspiele mit Gesang „Erwin und Elmira“ und „Maudine von Nilla bella“, das Bruchstück des epischen Gedichts „Der ewige Jude“ und das die lange verkannten Meisterfänger wieder zu allgemeiner Geltung bringende Poem „Hans Sachsens poetische Sendung“.

Weittragenden Einfluß übte auf den Dichter das Zusammentreffen mit Männern wie Joh. Kaspar Lavater, dem frommen Schwärmer und herrschsüchtigen pfäffischen Heuchler (1741—1801), Bajedov, dem begeisterten Anhänger Rousseau's und seiner Erziehungslehre (1724—1790), welche ihn beide in Frankfurt besuchten, und mit denen er dann die bekannte Rheinreise unternahm, und vor allem mit Friedrich Heinrich Jakobi (1743—1819), mit dem er auf dieser Reise zusammentraf, und mit dem ihn seine durch den jüdischen Philosophen Spinoza geweckte und genährte religiös philosophische Schwärmerei in fast leidenschaftlicher Weise verband. Welch' einen bedeutenden Eindruck der Dichter auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, hervorbrachte, geht wieder aus den Worten hervor, in welchen sich Jakobi und Joh. Jak. Wilh. Heinse (1749—1803), der Verfasser lebendig geschriebener Kunstromane, zu dem Goethe damals ebenfalls in Beziehung trat, über ihn aussprechen. „Je mehr ich's überdenke,“ schrieb Jakobi an Wieland — „je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hieraus will ich nicht andeuten, daß keine Aenderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ Und Heinse berichtet an Gleim: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe ein Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der Geschichte, der in solcher Jugend so rund und so voll von eigenem Genie gewesen wäre wie er.“ Ferner empfing Goethe nach seiner Rückkehr von der Rheinreise in Frankfurt u. A. noch die Besuche Klopstocks und Joh. Georg Zimmermanns (1728—1795), des Autors der berühmten und einen gesunden Geist athmenden

„Betrachtungen über die Einsamkeit“* (Zürich, 1856), denen sich im Dezember von 1774, als der wichtigste und folgereichste noch der des Hauptmanns Karl Ludwig von Anebel anschloß, welcher sich als der Lehrer des Prinzen Konstantin von Weimar mit diesem und dem Erbprinzen Karl August auf einer Reise nach Frankreich befand und ihn mit den Prinzen, von denen der eine, Karl August, gerade den „Götz“ gelesen hatte, bekannt machte. Goethe war darauf, zum großen Mißvergnügen seines demokratisch gesinnten Vaters, der den Sohn am liebsten von allen Hofkreisen fern gehalten hätte, mehrere Tage mit den fürstlichen Personen in Mainz zusammen und hatte so Gelegenheit, seinen späteren edlen Freund Karl August näher kennen zu lernen.

Ein neues Liebesverhältniß, in das er sehr bald nach der Rückkehr von Mainz verwickelt wurde, wirkte ebenfalls bestimmend auf seine nächsten, für sein ganzes Leben so bedeutungsvollen Pläne und Entschlüsse ein. Der Gegenstand dieser, sogar zu einer Verlobung führenden Neigung, war die sechszehnjährige, durch Anmuth und Reichthum gleich verlockende Anna Elisabeth Schönmann, die wir unter dem Namen „Lili“ in seinen Gedichten besungen finden. So glücklich Goethe in seiner süßen Tändelei und holdem Selbstbetrug sich anfangs in dieser Leidenschaft auch gefühlt zu haben scheint, so hatten doch die großen Charakterunterschiede zwischen der graziosen, leichtlebigen, koketten Tochter der Bankiers-Witwe und dem jetzt selbstbewußt den höchsten künstlerischen Zielen zustrebenden Dichter nicht minder wie das kühle Verhältniß der in ihrer Anschauungs- und Lebensweise sich durchaus entgegengegesetzten Familien, sowie gleicherweise das Unbehagen, welches Goethe in den rauschenden, allen erdentlichen Prunk und Pomp entfaltenen und dabei entsetzlich geistlosen Gesellschaften des reichen Handelshauses empfand, bald tiefe Verstimmungen zur Folge, die im Verein mit den heftigen Einwänden der nunmehr als Gattin Schlossers zu Emmendingen lebenden Schwester Cornelia und dem Freunde des Dichters, wie vorher gegen die Verlobung, so nun vollends gegen eine Heirath, Goethe zu dem ernstlichen Versuche, sich von dem allerdings bespöttelnden, von der ganzen Poesie zarter Mädchenschönheit umflossenen Geschöpf loszureißen bewogen.

Mit den Grafen von Stolberg und Graf Haugwitz, in deren und Fr. Maximilian Klingers (des Verfassers von „Sturm und Drang“) Gesellschaft er erst in der Umgebung Frankfurts umhergeschweifte, trat er gegen Ende Mai 1775 eine Reise nach der Schweiz an und traf in Karlsruhe wieder mit dem Erbprinzen Karl August zusammen, der ihn dringend einlud, einige Zeit am Weimarer Hofe zu verleben. In Zürich besuchte er neben Lavater auch den greisen Bodmer und erhielt mannichfache Anregungen; aber was er vor allem von der Reise erwartet, Zerstreung und Erlösung von der ihn noch immer gefangen haltenden Leidenschaft zu Lili, fand er weder in dem toll genialen Treiben, dem sich die unruhigen jungen Schöngelster hingaben, noch im Anblick der unvergleichlichen Bilder der alpinen Natur, und so sehr ihm auch sein Vater die Fortsetzung der Reise nach Italien empfohlen hatte, so sehr ihn selbst ein eigenes Verlangen nach diesem Wundergarten der Schönheit und Lust hinüberzog, er wendete doch den Schritt und kehrte, von der Sehnsucht nach dem anmuthigen Mädchen bezwungen, nach Frankfurt zurück.

* Von diesem trefflichen, später (Leipzig, 1784 ff., 4 Thle.) erweiterten Werke erschien vor kurzem bei Edwin Staude in Berlin ein das wesentlichste wiedergebender Auszug nebst einer kurzen Biographie Zimmermanns, die wir bei dieser Gelegenheit allen Lesern warm empfehlen (Preis: 1 Mark). Der Verf.

Hier verlebte er zunächst unruhige und unglückliche Tage; da er sich trotz aller Vernunftgründe doch nicht von Lili loszureißen vermochte und diese selbst, ungeachtet der von anderer Seite unternommenen Bemühungen, eine Trennung der beiden herbeizuführen, treu bei dem Geliebten ausharrte, den sie, nach ihrem eigenen Geständniß, „als den Schöpfer und Unterhalter ihrer ganzen moralischen Existenz“ erkennen gelernt hatte. Nur die Beschäftigung mit der Poesie gewährte ihm wieder einigen Trost und einige Beruhigung, und nachdem bereits noch das sehr schwache Drama „Stella“ beendet worden war, begann er jetzt die erst viel später vollendete Tragödie „Egmont“. Endlich wurde die Verlobung mit Lili aufgehoben; ihr Bild verließ ihn aber nicht, sondern folgte ihm auch nach Weimar, wohin wir ihn nun zu begleiten haben werden.

Der Erbprinz von Weimar, welcher, erst achtzehnjährig, am 3. September die Regierung angetreten hatte, kam nämlich auf der Rückreise von Darmstadt, wo er sich am 3. Oktober mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt hatte, am 12. des zuletzt genannten Monats abermals nach Frankfurt und wiederholte noch dringlicher seine Einladung, daß Goethe nach Weimar kommen möge. Trotz alles Widerstrebens von Seiten des Vaters erklärte er sich, von dem lebhaftesten Verlangen, vor allem Frankfurt den Rücken zu kehren, geleitet, jetzt bereit, dieser Einladung zu folgen. Durch das Eintreten von Umständen, die hier nicht weiter erzählt zu werden brauchen, erfolgte die Reise nach der kleinen großherzoglichen Residenz von Heidelberg aus. Welch einer bedeutungsvollen Periode seines Lebens und Schaffens er in Weimar entgegenging, konnte er jetzt noch nicht einmal ahnen, und seiner Heidelberger Wirthin, die ihn für die Reise nach Italien zu bestimmen suchte, rief er, wie er am Schluß von „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, bezeichnend genug die Worte Egmonts zu: „Kind, Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Stege da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!...“

„Die lustige Zeit in Weimar“ hat man die ersten Jahre, die Goethe in Weimar verbracht, genannt, und man mag dieser Bezeichnung im ganzen zustimmen. Es war eine wunderbar bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, sowohl was Rang und Stand wie Meinung und Lebensanschauung anlangt, die sich hier zu einem zwanglos gemüthlichen Kreise vereinigt hatte, dessen einzelne Glieder hingegen in ihrem schöngeistigen Streben, in der Vornehmheit ihrer Geister den besten gemeinsamen Berührungspunkt besaßen. Die hervorragendsten Persönlichkeiten dieses Kreises wenigstens müssen wir uns etwas genauer ansehen.

Da ist vor allem der junge Herzog Karl August selbst, ein Mensch, der sich durch mancherlei innere Kämpfe und Wandlungen jene Selbständigkeit des Charakters, jene Festigkeit des Willens erwarb, die ihn einmal vorgesteckte Ziele, unbeirrt durch gegenwärtige Stimmen, kamen sie, woher sie wollten, mit eiserner Konsequenz erreichen ließ, ein Feind alles äußerlichen Ceremoniells und leeren Formenkrams, kurz und bestimmt in seinem Auftreten, von einem rastlosen Triebe nach Thätigkeit besetzt, die dem von ihm regierten Volke galt, wie bei seltenem einem, die das Szepter führten, ein Mann, der das edelschöne Wort Friedrichs des Großen: „Der Fürst ist nur der erste der Unterthanen“ in seinem ganzen Thun und Lassen verwirklichte, und von dem Merck, den man wahrlich nicht der Liebedienerei zeihen darf, in einem Briefe an Nicolai mit Recht sagen konnte: „Das Beste von allem ist der Herzog, den die Eitel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm ebendas thun, was Goethe thut... Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und geachtetsten Menschen, die ich je gesehen habe, — und überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren...“ Dann die Mutter des Herzogs, Anna Amalia, eine Frau, die eben in Folge ihrer hohen Bildung und ihres lebhaften Kunstsinnes in gleichem Maße, wie ihr Sohn, sich den Fesseln gehaltenloser Etiquette entwand und durch die Heiterkeit und Gutmüthigkeit ihres Naturells in freundlichster Weise auf ihre hohe und niedere Umgebung einwirkte. — Ferner die in sich gekehrte und wortkarge, aber nichtsdestoweniger von allen den bedeutenden Geistern, die in ihre Nähe kamen, hochverehrte Gemahlin des Herzogs, Luise, die selbst einem Napoleon I. zu imponiren wußte, — der ihr in Bezug auf sein wenig mittheilbares Wesen ähnliche

Prinz Konstantin, — Knebel, Wieland, der seit zwei Jahren den „Teutschen Merkur“, eine der einflussreichsten Literaturzeitschriften von damals, herausgab, der Märchendichter Musäus, der Uebersetzer des „Don Quixote“ und geheime Kabinettssekretär des Herzogs F. F. Bertuch, der Komponist goethe'scher Lieder Kammerherr Freiherr von Sedendorf, der mit dramatischem Talent begabte Hildebrandt von Einsiedel, denen sich im Oktober 1776 noch Herder, der durch Goethe's Vermittlung als Generalsuperintendent nach Weimar berufen wurde, anschloß, — die kleine und verwachsene Hofdame der Herzogin Amalia, Thuisnela von Böschhausen, die, seit 1778 freilich erst in Weimar anwesende und ebenfalls durch den Dichter herangezogene schöne Hofsängerin Korona Schröter, die Gräfin von Werther, — und unter diesen Frauen endlich und vor allen Charlotte von Stein.

Wie groß der Eindruck der goethe'schen Persönlichkeit gleich von Anfang an in Weimar gewesen ist, dafür sind zunächst die Briefe Wielands ein beredetes Zeugniß. „Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen,“ — schreibt der letztere u. a. — „ist das größte Genie und der beste liebenswertheste Mensch, den ich kenne.“ — „Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe und lebe, seit unsre Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste, menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat.“ — „Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihm, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ Und ein anderes mal wird er zu der Ueberschwänglichkeit gedrängt, daß er sagt, er hätte „Goethe vor Liebe fressen können...“

Der geniale junge Dichter wurde schon in der ersten Woche seiner Anwesenheit in Weimar der vertrauteste Freund des Herzogs, der ihm gegenüber seine fürstliche Würde völlig vergaß, mit ihm zusammen speiste, oft in denselben Zimmer schlief und sich brüderlich mit ihm „Du“ nannte, und es war noch ein Stück kraftgenialischer Tollheit, welches die beiden, allen andern voran, während der ersten Monate ihres Zusammenlebens zum Entsetzen des ehrbaren Weimars und zum nicht geringen Erstaunen auch weiterer Kreise in Deutschland mitzuführen ließ. Die wildesten Reitervergnügungen, Jagd, Trinkgelage, Schlittensfahrten, Schlittschuhlaufen (welches letztere seit Goethe's Anfuhr auf dem Schwanenteiche der kleinen Residenz „zur Wuth“ wurde), Tanz, Maskeraden u. s. w. waren an der Tagesordnung, und es ist bekannt, daß Goethe im Mai von 1776 über dieses ausgelassene Treiben selbst sich in einem Briefe an Merck äußerte: „Ich treib's hier toll genug und denk' oft an dich. Wir machen des Teufels Zeug.“ So schlimm schien dem guten Klopstock dieses „Teufelszeug“, daß er sich zu einem ersten Briefe der Mahnung und Warnung an Goethe genöthigt sah, in welchem er beispielsweise sagt: „Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankenwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeeopfert.“ Goethe antwortete darauf u. a.: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden.“ Durch die Schroffheit, mit welcher der allzu besorgte Sänger des „Messias“ diesen Brief beantwortete, wurde übrigens ein vollständiger, nie wieder geheilter Bruch zwischen ihm und Goethe herbeigeführt.

Nun hat aber Goethe an dem tollen Wirbel solcher Feststellungen, in welchem er in diesem Falle vor allem wohl seine, wie gesagt, noch immer heimlich in seiner Seele fortwebende Neigung zu Lili ersticken und vergessen wollte, niemals lange Gefallen gefunden; er suchte in der idyllischen Umgebung Weimars und Jenas wieder den Umgang mit der Natur, und wie sehr er das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung empfand, spricht sich ergreifend in dem am 12. Februar 1776 am Hang des Eitersbergs gedichteten „Nachtlied“ des „Wanderers“ aus, welches, eben weil es so charakteristisch für seine damalige Stimmung ist, trotz seiner formellen Mängel hier eine Stelle finden mag:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!...“

Als Goethe diese Verse schrieb, hatte die Liebe zu Frau von Stein, an die sie auch gerichtet sind, schon sein ganzes Wesen eingenommen, und wir müssen jetzt das Verhältnis des Dichters zu dieser ebenso durch ihren Geist wie durch den Zauber ihrer Persönlichkeit verführerischen Frau kurz berühren. Kein weibliches Wesen vielleicht ist von Goethe mit solcher Gluth, so tief, mit einer derartigen, seiner innersten Seele entstammenden Leidenschaft geliebt worden wie Charlotte von Stein; das aber ist gewiß, daß keine andere einen so großen und überaus heilsamen Einfluß auf sein dichterisches Schaffen geübt hat, wie sie. Sie war Hofdame und die Gemahlin des Oberstallmeisters von Stein, dem sie, als Goethe ihre persönliche Bekanntschaft machte, 33 Jahre alt, damals bereits sieben Kinder geboren hatte. „Die beste unter allen“ -- sagt Schiller einige Jahre später über sie -- „war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene interessante Person und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Und Leibes

spricht sich so über sie aus: „Wir können die Gewalt ihrer Persönlichkeit ahnen, wenn wir ihr Bild betrachten und uns diese feinen koketten Züge mit dem Reiz der Sinnlichkeit, der Heiterkeit und der Weltbildung besetzt denken. Sie konnte gut singen, spielen, zeichnen, sie sprach gut, wußte Poesie zu würdigen und behandelte Gefühlsachen mit dem zarten Tact einer Frau von Welt.“ Diese Frau wurde bald die nächste Vertraute seines Seelenlebens, und nicht nur, daß die glühende Leidenschaft, die der Dichter bald nach der ersten Begegnung schon zu ihr empfand, ihm eine Reihe seiner schönsten lyrischen Poesien eingab, sie wirkte auch direkt auf sein ganzes künstlerisches Schaffen ein und spornte ihn zur Fortsetzung und Vollendung der bereits begonnenen größeren Werke an. Mehr Jahre lang hat die Reizung zu ihr, bald glühend emporlodern, bald durch den Zwang der Umstände vorübergehend gedämpft und dann wieder in mächtigen, gefährlichen Flammen aufschlagend, den Dichter in Fesseln gehalten, und sein Briefwechsel mit ihr (1848—50 durch A. Schöll herausgegeben, 2. Aufl. 1857) gehört zu den wichtigsten Quellen für die Geschichte der Entwicklung seines Charakters und seines Geistes. (Fortsetzung folgt.)

Russen und Engländer in Asien.

(Fortsetzung.)

Wie wir im vorigen Artikel eine handvoll Freibeuter von einem Lande von 240,000 Quadratmeilen Ausdehnung Besitz nehmen sahen, so wollen wir heute den Lesern das politische Wunder schildern, wie eine handvoll Krämer, die sogenannte Republik der Leadenhall-Strasse, deren Firma die Ostindische Kompagnie heißt, ein Land von 100 Mill. Einwohnern erworben hat. Die schlauen Spekulanten der Londoner City nahmen sich nicht einmal die Mühe, den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Dieses beschwerliche Wagstück vollführte der Portugiese, Vasco de Gama, der im Jahre 1498 nach der Umschiffung von Afrika in dem ostindischen Hafen von Kalikat an der Malabarküste landete. Hätten sich die Portugiesen mit Anknüpfung von Handelsverbindungen begnügt, so wäre die Annetzung des Landes nur eine Frage der Zeit gewesen; sie wollten aber die Indier über Nacht in den Pferd der „allein seligmachenden Kirche“ bringen und schickten zu diesem Zweck die Gerichtsvollzieher der Inquisition, acht Jesuiten hin, welche bald das Schwert eifriger als die Bibel handhabten, es aber auch dahin brachten, daß die Portugiesen zum Lande hinausgeworfen wurden. Das Mißgeschick der Portugiesen hatte die Bildung von vier europäisch-ostindischen Handelsgesellschaften zur Folge: der niederländischen 1594, der englischen 1600, der dänischen 1616 und der französischen 1664. Ihr Wirken kann im großen und ganzen als Wohlthat für Indien nicht betrachtet werden, weil die Triebfeder ihrer Verwaltung die Füllung des Geldbeutels war. Die niederländischen und dänischen Ansiedelungen gelangten niemals zur Bedeutung, der Franzose hat überhaupt kein Talent zum Krämer, folglich auch nicht zum Kolonisten in Indien, der sich weniger mit Ackerbau, als mit Handel befassen muß. Nur die Engländer verstanden es, in dem von Gewaltthabern wimmelnden Lande durch Unterstützung des einen Gewalthabers gegen den andern zu günstigen Verträgen zu gelangen. Gern gesehen waren auch diese Fremden nicht, aber sie brachten keine Soldaten und keine Priester mit und so konnte man ihrem Erpressungssystem wenigstens Duldsamkeit in religiösen Dingen nicht absprechen. Auch den Nationalcharakter, die Sitten und Vorurtheile ließen sie unbeeinträchtigt. Kein Land der Welt vereinigt in sich so sonderbare Gegensätze, wie das britische Indien, und doch hat kein anderes, anfänglich erschlichesenes und später erobertes Land seinen Nationalcharakter so rein, seine Sitten und Vorurtheile, aller Aufklärung und Civilisation zum Troz, so ungestört behalten. Ganz unverkennbar ist dies eine Folge des toleranten Verfahrens der Ostindischen Kompagnie, wie die Engländer überhaupt in allen Verhältnissen zu den Eingeborenen ihrer Niederlassungen es gewöhnlich halten. Zufrieden damit, ihren Besitz sich zu wahren und die größtmöglichen Handelsvorteile aus demselben zu ziehen, zwingen sie die Eingeborenen nie zu einer Aenderung ihrer Sitten oder Gewohnheiten, so daß diese nur als Zeugen, nicht als Unterthanen der fremden Verbesserungen, den Wechsel ihrer Herrschaft wahrnehmen. Und infolge dieser scheinbaren Nachlässigkeit, die aber in der That vielmehr die allergeheiligste Taktik ist, regierte in kurzer Zeit eine handvoll Krämer, ohne irgend Widerstand zu finden, eine Bevölkerung, deren Gesamtzahl bald auf hundert Millionen anwuchs, und bildete im Verkehr zwischen Asien und Europa das vermittelnde Glied. Mit dem 31. Dezember 1600, an welchem Tage die Englisch-Indische Handelsgesellschaft ihren ersten Freibrief erhielt, begann für Ostindien die Ära der Wandlung. Mit dem Jahre 1624, in welchem der Kompagnie in ihren Faktoreien die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit verliehen wurde, wodurch sie sich als politische Regierung installirte, wurde auch der Keim zur Großmachtstellung Englands gelegt. Bis zur Gründung der Französisch-Ostindischen Handelsgesellschaft (1664) verfiel der englische Moloch ungehindert eine indische Provinz nach der andern, bis seinem unerfüllbaren Appetit der französische Minister Colbert durch

seine obenangeführte Schöpfung, wenn auch nur auf kurze Zeit, Grenzen setzte. Europäische Taktik und wilder Ungehum der Eingeborenen, Schlanheit und Grausamkeit setzten ein verzweifeltstes Ringen in Szene, welches hundert und sechs Jahre dauerte, bis im Jahre 1770, in welchem sich die Französisch-Ostindische Kompagnie auflöste, England seinen europäischen Nebenbuhler auf indischem Boden mehr zu fürchten hatte. Von solcher Machtgewinnung einer Handelsgesellschaft hat weder die alte noch die neue Zeit ein zweites Beispiel aufzuweisen. Im Jahre 1670 beschränkte sich die Besetzung der Kompagnie auf die drei Faktoreien in Surat, Masulipatam und Arbogum. Die etlichen hundert Europäer waren kaum im Stande, sich gegen Piraten und Straßenräuber zu vertheidigen, geschweige denn sich in einen Krieg mit den Fürsten des Landes einzulassen und heute beherrschen 140,000 Weiße (wovon 59,000 nicht zum Militär gehörten) hunderte von Millionen Indiern. Die 13 Provinzen und 8 Aufsichtsbezirke (Vasallenstaaten) des ungeheuren Dreiecks zwischen Kashmir, Assam und dem Kap Comorin, der südlichsten Spitze Hindostans, zahlen jährlich einen Tribut von 3 Millionen Pfund Sterling, 20 Millionen Thaler indirekter Steuer, Kalkutta, vor hundert Jahren noch ein Dorf, ist die Hauptstadt des Ostens geworden; Bombays Handel ist größer, als der des alten Tyrus in seiner berühmtesten Zeit und Madras darf das Indische Karthago genannt werden. Selbstverwaltung der Gemeinden war das Regierungsprinzip der Kompagnie, die aber trotzdem den innern Ausbau der Regierungsmaschine nicht vergaß. Man konnte einen Folianten mit der Erzählung der blutigen Heldenthaten füllen, welche die Engländer unter der Führung von Clive, Warren, Hastings, Minto, Hardinge vollführten. Leider klebt diesen modernen Spartanern nur zu deutlich der Schandfleck persönlicher Geldgier an, zu deren Befriedigung die besiegten Fürsten und Völker unsäglichem Bedrückungen und Mißhandlungen unterworfen wurden. Zur Ehre der Direktoren der Ostindischen Kompagnie sei es gesagt, daß wohl diese bluterkauften Eroberungen nicht angenehm waren. Dies wohnt der Grund, daß, als am 30. April 1854 der Freibrief der Kompagnie erlosch, dieselbe um dessen Erneuerung bei der britischen Regierung nicht nachsuchte. Der Krone von England wurden durch das neue ostindische Kolonialgesetz vom 4. Mai 1854 erweiterte Aufsichtsrechte zuerkannt. Bis zum 10. Mai 1857 erfreute sich Indien seit Menschengedenken zum ersten mal eines ungetrübten Friedens. An diesem Tage begann aber leider das grauenhafte Schauspiel der Ermordung aller Christen und Europäer in Mirat, Delhi und Cawnpore. Die Veranlassung dazu gab die von der englischen Regierung geplante Einführung der Enfieldbüchsen und deren mit Rindertalg und Schweineschmalz (ersterer der Hindu, letzterer den Mohamedanern ein Greuel) bestrichenen Patronen. Diese unüberlegte Mißachtung atzgerbrachter Sitte und Abneigung führte einen blutigen Aufstand der eingeborenen Regimenter herbei, der erst nach Jahresfrist gedämpft wurde. Mit der Proclamation vom 1. Nov. 1858 übernahm Englands Königin, Viktoria, die Regierung von Ostindien. Neuer Ländererwerb hörte jetzt auf; Hauptbestreben ward, das weite Gebiet zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen, die Staatsverfassung auszubauen und die Verwaltung so zu ordnen, daß ein einheitlicher Wille sich Geltung zu verschaffen im Stande ist. (Schluß folgt.)

Ein Gedenkblatt zum Schillertage. Das deutsche Volk beging am 10. November 1879 den 120. Geburtstag eines seiner ruhmreichsten Söhne, des edelsten deutschen Dichters Friedrich Schiller. Sowie in keinem deutschen Hause Schillers Werke fehlen dürfen, sollte auch keine deutsche Stadt, welche eine solche äußere Betonung ihres innigen Zusammenhangs mit dem nationalen Geistesleben erschwigen kann, ein Schillerdenkmal entbehren. Wie es kam, daß gerade Schiller bei seiner Nation diese ungeheure Volksthümlichkeit erwarb? Die kurze Antwort

auf diese Frage müßte ein Zauberwort sein, welches das ganze Wesen von Schillers Charakter und Genie erschöpfend definierte. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die tausend, seit dem Mittelalter schlummernden Keime deutschen Empfindens, nachdem ihre geheimnißvolle Brutzeit abgelaufen, plötzlich mit jugendlicher Schwellkraft in Haum und Blüthe schossen, da vereinigten sich zu diesem einen Geist die Keime, welche in dem deutschen Volksherzen zunächst empfangen und gereift waren. Das neue volksthümliche Empfinden gelangte in ihm am klarsten und verständlichsten zum Bewußtsein. Volkes Blut pochte in seinen Adern und Volkes Hirn dachte in seinem Kopfe. Er war ein volksthümliches Gefäß, in das sich der kaum errungene, gemeinsame Geistesgewinn noch mächtig fortgährend ergossen hatte und sich zum reinen Tranf heranklärte, zur allgemeinen edelsten Menschenlabe. Was von Leibniz bis auf Kant Menschliches gedacht worden, und was die von Westen her aufgehende Sonne europäischer Geistesfreiheit Neues und Kostbares beschien, das alles verschmolz in seinem Genies harmonisch und menschlich zugleich. Er wurde der populärste Ausdruck der Renaissance (Wiedergeburt) des Volksgenies. Er war der Subjektivste unter den neuen Geisteshelden. Sein eigenes Blut röthete alle seine Gestaltungen, sein eigenes Herz setzte ihre Pulse in Bewegung und schlug mit ihnen im gleichen Takte. Zum „Sentimentalisten“ vermochte er sich niemals zu erheben, wie er selber zugestehet. Er blieb naiv, wie das Volk in der edelsten Bedeutung, und was er schuf, hat in dieser Hinsicht Theil am Charakter einer edelen Volkspoesie. Und das millionenförmige Volk erkannte mit richtiger Witterung in dem Dichter sich selbst mit all seinem Wesentlichen zur höchsten Potenz erhoben. Selbst für die weniger gebildeten Klassen wurde Schiller zum Propheten des Schönen, indem er ihnen die Ahnung eines, wenn schon unbegriffenen, höheren vermittelte, was einst die Religion zu bewirken hatte. Obgleich Schiller eigentlich nicht zu den zünftigsten Freiheitskämpfern der Literaturgeschichte gezählt wird, steht er doch an der Spitze in den Befreiungskämpfen des menschlichen Geistes. Es gibt keine eigentlichere Freiheitspoesie, als die seinige. In fast allen seinen Werken ist der Drang nach Freiheit das Grundmotiv, nach Freiheit in ihren verschiedensten Formen, den berechtigten und unberechtigten, den verworrenen und den klaren. Die „Räuber“ mit ihrem unheimlichen Angriff auf die gesellschaftlichen Mißbräuche und der „Tell“ mit seiner herrlichen, wirklichen Befreiungsthat, sie beginnen und schließen einen langen, heldenmüthigen Freiheitskrieg, und wenn Schiller in seiner Einleitung zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ den „großen und beruhigenden Gedanken“ preist, daß alle Pläne „an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden“, so ist auch wieder beinahe all sein Dichten der Genuß dieses Gedankens und der Kampf um diesen Genuß. „Durch Schillers alle Werke“, sagt Goethe, „geht die Idee der Freiheit und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging. Dann aber in seinen reiferen Jahren, wo er der physischen Freiheit genügt hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.“

Er glänzt vor uns, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

So urtheilte Goethe in seiner objektiven Kühle über den wesentlichsten Charakterzug des Volkshelden, über den Kampf um die Freiheit. Schiller fand keinen Raum für solche Erwägungen.

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Damit aber hatte Schiller das Einzige erreicht, was ihm noch fehlte, um den ersten Platz im Gemüth seines Volkes zu gewinnen, den Strahlenkranz des Märtyrerkranzes. Schiller ist auf der Walsstatt gefallen, im siegreichen Kampfe für die höchsten geistigen Güter der Menschheit. Der Held als Schriftsteller! Das schriftstellerische Heldenthum Schillers ist aus den angegebenen Gründen der Gesamtheit des Volkes weit unmittelbarer zur Empfindung gelangt, als das irgend eines anderen Poeten. Mit keinem Dichter sonst verbindet das Volk so den Begriff des Heldenthums auch in gewöhnlicherem Sinne; ihm ist die Vorstellung eines unwiderstehlichen, siegreichen Schwunges, einer alles mit sich fortziehenden, feurigen Begeisterung unsertrennlich von Schillers Gestalt. Das Volk verknüpft mit seinem Bilde nachgerade traditionell den Charakter eines Drachenbeschwingers Siegfried, eines Heracles als Lichtgöttheit, wie er in uralter Götterzeit gedacht worden. Er gewann das Herz des Volkes auf dem sichersten Wege, indem er dessen Phantasie beschäftigt und beherrscht des Volkes Geist, indem er die Zwingsburg desselben, des Volkes Gemüth in seiner Macht hat.

Schillers Verhältnis zum Ideal hat den Werth einer Formel für das Verhältnis zwischen seinem Volke und dem, was wir das Fügige nennen. In diesem Sinne ist die Strauß'sche Hypothese vom „neuen Glauben“ nicht einmal so gewagt, wie sie aussieht, und wenn bei irgend einem Dichter der Welt, so trifft bei Schiller die höchste Fichte'sche Auffassung des Dichters zu, als eines Priesters, der die Menschen zu lehren habe, daß alle Erscheinung nur eine Einkleidung der göttlichen Weltidee ist, d. h. des geistigen Inhaltes und Wesens des All. Schillers Ausspruch: „Fühle den Gott, den du denkst“, traf bei ihm am

meisten zu und gewann ihm durch die magnetische Kraft, die allem Echten innewohnt, das Herz der Gesamtheit. Das ist der Unterschied zwischen starrer Doktrin und lebendiger Empfindung.

Weil Schiller einen unausgesetzten Kampf geführt, bald für Freiheit innerhalb des Gesetzes und bald für das Gesetz innerhalb der Freiheit, hat ihn das Volk nach seinem Tode als Märtyrer der Freiheit heilig gesprochen, und langsam, aber sicher, läßt ihn die Zeit heranreifen zu einem Element in der interkonfessionellen geistigen Religion des Volkes.

So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben,
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Dr. M. F.

Christian Daniel Rauch, der Altmeister der deutschen Bildhauer. (Bild Seite 88). Krossen, die Hauptstadt des Fürstentums Waldeck, mit ihren 2381 Einwohnern, hat den seltenen Ruhm, daß zwei große Männer, der Bildhauer Rauch und der Maler Kaufbach, in ihren Mauern das Licht der Welt erblickten. Beide haben von Jugend auf mit des Lebens Noth und Drang gekämpft und beide die Unsterblichkeit errungen.

Wie Jemand, der von Jugend auf in behaglicher Wohlhabenheit dahingelebt hat, wohl verwundert aufschaut, wenn ihm, dem ruhig Genießenden, die Erinnerung an die beinahe vergessene Mühe des Erwerbs entgegentritt, so mögen die Generationen, denen die heutige Zeit gehört, sich angemüht fühlen, wenn sie das Auge rückwärts wenden und, das Damals und Jetzt vergleichend, die bedeutame Entwicklung unserer plastischen Kunst sich vergegenwärtigen, die, zwar von anderen Meistern eingeleitet, doch erst durch die umfassende Thätigkeit des Mannes aus dem Volke, des Christian Daniel Rauch, ihren dauernd gesicherten und wahrhaft fruchtbaren Boden gewann. Am Leitfaden seiner Lebensgeschichte wollen wir den mühsamen Weg verfolgen, den er einschlug, um die Wiedergeburt der Kunst durch die Antike zu bewerkstelligen und die Errungenschaften seines Strebens in jenen monumentalen Werken niederzulegen, die ihm ein volles Anrecht darauf geben, für immer den epochemachenden Meistern zugezählt zu werden. Wie oben angedeutet, am 2. Januar 1777 in Krossen als Sohn eines fürstlich Waldeck'schen Kammerdieners geboren, hatte er einen spärlichen Schulunterricht genossen. Die frühzeitigen Veruche des lebhaften Christian im Modelliren von Thonfiguren bewogen seinen Vater, den Krossener Bildhauer Valentin wegen der Wahl des Lebensberufs für seinen Sohn zu fragen. Infolge dessen trat Christian bei Meister Valentin in die Lehre. Nach zurückgelegter Lehrzeit arbeitete er bis zu seinem zwanzigsten Jahre bei dem Kasseler Hofbildhauer Kuhl. Ein natürliches Ereigniß hätte Deutschland beinahe um einen seiner besten Künstler gebracht. Der Tod seines älteren Bruders, der als Kastellan in dem preussischen Lustschloß Sanssouci bei Potsdam angestellt war, rief ihn dahin, und die Tradition der Familie zwang ihn, den ihm als Gnadenbezeugung angebotenen Dienst am preussischen Hofe anzunehmen zu müssen. Tag und Nacht war er hier bemüht, die Lücken seines Wissens durch Lektüre auszufüllen. Seine künstlerische Vervollkommnung war damit zwar keineswegs völlig unterbrochen; es vergingen aber sieben Jahre, bis sich endlich sein sehnlichster Wunsch erfüllte, die Stellung des Dieners mit einem der Kunst gewidmeten Leben vertauschen zu dürfen und sich seinem innersten Beruf in voller Freiheit hinzugeben. Wohlgenüth griff er zum Wanderstab und eilte nach dem Mecca der Kunst, nach Rom, um im Anschauen seiner Herrlichkeiten seinen künstlerischen Gesichtskreis zu erweitern. So kam er in bereits vorgerücktem Alter, gereift und nicht ohne mehrseitige Vorbereitung, nach Rom, wo sich im Kreise des wissenschaftlich gebildeten Staatsmannes Wilhelm von Humboldt, im Umgang mit dem dänischen Pbidias und dem italienischen Praxiteles, den Bildhauern Thorwaldsen und Canova, seine Anschauungen ebenso erweiterten und vertieften, wie sein künstlerisches Können wuchs. Hatte er sich in Berlin als Schüler des deutschen Bildhauers Schadow betrachtet, so übten nun Thorwaldsen und die antike Kunst ihren mächtigen Einfluß und bereitete die erste Arbeit seiner Hand, das 1811 in Berlin modellirte und dann in Italien vollendete vielbewunderte Grabdenkmal der Königin Luise im Charlottenburger Mausoleum, zeigte die ideale Schönheit der Formen und die überzeugende Wahrheit der individuellen Auffassung in jener innigen Vermählung, die eben für das gesammte Schaffen Rauchs in erster Linie bezeichnend ist.

Schwieriger als hier, wo der Gegenstand selber der bildenden Hand gleichsam freiwillig entgegenkam, gestaltete sich die künstlerische Aufgabe, als es galt, die Bilder der Feldherren Scharnhorst und Bisow in ungetrübter Wahrheit ihres inneren Wesens und ihrer äußeren Erscheinung wiederzugeben und dabei doch, wie es der Standpunkt Rauchs gebot, die Idealität des Eindrucks zu erzielen, die ein im Studium der Antike geschultes Auge erbeischte, um im vollen Maße befriedigt zu sein. Mit dem unbedingten Gelingen der beiden in Berlin aufgestellten Statuen that Rauch einen weiten Schritt über die Leistungsfähigkeit Schadow's hinaus. Rauch hat damit Schadow, Thorwaldsen und die Antike vereinigt. Die durch Thorwaldsen wieder gewonnene edle Reinheit der Form konnte ebenso wenig geopfert werden, wie fernernhin auf die von Schadow erreichte Schärfe und Bestimmtheit in der Auffassung der individuellen Gestalt verzichtet werden durfte; es galt vielmehr beide Elemente mit einander zu versöhnen und aus der innigen Ver-

schmelzung der feinen Klassizität Thorwaldsens mit dem herben Realismus Schadow's die reife Frucht einer wahrhaft lebenskräftigen modernen Monumentalkunst zu erzeugen. Die glückliche Lösung dieses Problems ist es, wie oben gesagt wurde, die das Verdienst und die Bedeutung Christian Rauchs begründet, der jetzt in die geschichtliche Entwicklung eingriff und als Nachfolger Schadow's das von diesem Angebahnte seiner allseitigen harmonischen Vollendung entgegenführte, um dadurch für die gesammte deutsche Plastik bis auf unsere Tage hin einen bestimmenden und gesetzgebenden Einfluß zu gewinnen. Christian Rauch hat der modernen Porträtstatue das Recht und die Pflicht historischer Treue und dadurch zugleich die sichere Grundlage ihrer allgemeinen Verständlichkeit für das Volk zurückgegeben, ohne die sie ihrem Zweck und ihrer Bedeutung nimmer zu entsprechen vermag, weil er durch das Abstreifen der gepreßten Unnatur des Pops die edle Einfachheit der Griechen zu Ehren brachte.

An jene ersten Werke, die das erfolggekrönte Wollen des Künstlers sofort in das klarste Licht setzen und bereits deutlich die ihm gebührende kunstgeschichtliche Stellung anzeigten, reichten sich fort und fort neue Aufträge, und jedes jener weit und breit bekannten Monumente, von der Blücherstatue in Breslau bis zu dem berliner Friedrichs-Denkmal und den letzten Arbeiten seines späten Alters, den Standbildern Thäer's und Kant's, befestigte immer sicherer die von Rauch von Anfang an klar ausgesprochenen Prinzipien seiner Kunst.

Seitdem er im Jahre 1818 dauernd sein Atelier in Berlin aufgeschlagen hatte, wirkte und schuf er dort ununterbrochen, von einem weiten Kreis von Schülern umgeben, in jugendlicher Frische und Rüstigkeit, bis der Tod dem arbeitsreichen Leben des achtzigjährigen Greises am 3. Dezember 1857 ein Ziel setzte.

Ueberblicken wir im Geist die stattliche Reihe aller seiner Monumentalwerke und rechnen wir zu ihnen die Menge charaktervoller Büsten und die Fülle fein empfundener idealer Arbeiten hinzu, unter denen nur an die in Berlin und in der Walhalla bei Regensburg zur Aufstellung gelangten, in Auffassung mannichfach wechselnden Viktorien (Siegsgöttinnen) besonders erinnert sein möge, so erfüllt uns der staunenswerthe reiche Inhalt dieses Künstlerlebens mit ungeteilter Bewunderung. Aber fast wunderbarer noch erscheint uns die harmonisch in sich beruhigte, nirgends in ihrer heitern Klarheit getrübt Stimmung, die uns aus allen diesen Schöpfungen in gleichem Maße entgegenleuchtet. Und doch erklärt das eine sich durch das andere. Von nüchterner Kälte wie von schäumend überquellendem Empfindungsdrang gleich weit entfernt, bewahrt das Wesen Rauchs durchweg jenes edle und sichere, wie in seinen Werken, so in seinem schlichten Leben und in seiner würdevollen äußern Erscheinung plastisch ausgeprägte Gleichmaß, jenen Zug einfacher, in sich geschlossener Vornehmheit, der den Menschen in gleichem Grad auszeichnete, wie er den Schöpfungen seiner Hand und seines Geistes eigenthümlich ist. Nirgends verräth sich auch nur die leise Spur einer hastenden Uebereilung; in jedem Zug aber tritt uns der unverrückbar auf das Ganze gerichtete Blick, das unverwandelbar seines Ziels bewußte Streben und eine gleichsam selbstverständliche, nie sichtlich forcierte, dabei aber nahezu unermüdbare Ausdauer der Arbeit und eine sie stets treu begleitende, sorgsam erwägende und messende Selbstkritik entgegen.

Damit ist aber die Grenze der Begabung Rauchs ebenso angedeutet, wie die seltene Intensität, mit der sich sein Talent innerhalb derselben zur Geltung brachte. Er war eine glücklich angelegte Künstlernatur ohne Extravaganzen. Der kühne, geniale Schwung einer mühelos leichten, in unerhöflichem Reichtum schwebelnden Erfindung war ihm versagt; damit blieb er aber auch vor dem Mißlingen bewahrt, das nur die zwecklose Vergeudung der aufgewandten Kraft bedauern läßt. Es war nicht die Art seiner acht germanischen Natur, das Ziel im ungestümen Anlauf zu nehmen, sondern mit ruhigem Schritt ging er ihm fest und sicher entgegen; das einmal Errungene aber wußte er mit vollster Klarheit zu umfassen und zu durchdringen, und vor allem war er gewohnt, sich selber über sein Thun die genaueste Rechenschaft zu geben und seiner seltenen Gewissenhaftigkeit in nimmer rastender Vollendung zu genügen. Es ist klar, daß grade diese Eigenschaften ihn in ganz außerordentlicher Weise zum Lehrer befähigten und es ihm ermöglichten, durch die von ihm herangebildeten Schüler Rietschel, Drake u. a. m. das von ihm selber Erworbene nachhaltig zu wahren und in seinem Sinne sich fortentwickeln zu lassen. Wie für die Werte, die er uns gegeben hat, so haben wir ihm für das lebendige Beispiel zu danken, das in seinen Schülern weiter wirkte und noch heute seinen segensreichen Einfluß übt.

Dr. M. T.

Der Rattenfänger von Hameln. (Bild Seite 89.) In der hannoverschen, im Jahre 712 entstandenen Stadt Hameln spielt die Sage, welche den Vorwurf unsers Bildes, einer sogenannten Silhouette,

abgibt. Zu seiner Erklärung diene folgende, natürlich nicht authentische Begebenheit. Am 26. August 1284 erschien in Hameln ein Pfeifer (herumziehender Musikant), welcher sich anheischig machte, gegen eine gewisse Summe alle Ratten aus der Stadt in die Weser zu treiben. Dies gelang ihm auch mittels Blasens auf seiner Pfeife. Da man dem Manne hierauf seinen Lohn vorenthielt, lockte er am nächsten Sonntage während des Gottesdienstes durch sein Pfeifen alle Kinder aus den Häusern in den nahen Kuppelberg. Nur eines der Kinder hatte sich verspätet, sodaß sich der Berg bei seiner Ankunft schon wieder geschlossen hatte. Zur selben Zeit berief der ungarische König Geisa niederösterreichische Ansiedler zur Urbarmachung Siebenbürgens. Die Sage spannt den Faden der Geschichte weiter und erzählt, der Rattenfänger wäre mit den Kindern unterirdisch bis nach Siebenbürgen gekommen und hätte dort die Sachsenkolonie gegründet. Wahrscheinlich hat eine mißverständliche Inschrift an einem Denkmal auf dem Kuppelberge zur Entstehung der Rattenfängersage Anlaß gegeben. In neuester Zeit haben der Dichter Albert Wolf und der Musiker Refler den Sagenstoff mit großem Geschick zu einem Epos und einer Oper verwertet.

Was die oben erwähnte Bezeichnung Silhouette anbelangt, so ist sie das Schattenbild eines Menschen, welches dadurch entsteht, wenn der Umriß desselben mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist, in welche die inneren Linien zuweilen mit weißen Strichen leicht hineingezeichnet zu werden pflegen. Der leider viel zu früh in Berlin verstorbene Konewka hat den Silhouetten-Ausschnitt zur größten Vollendung gebracht. Der Name rührt von dem französischen Finanzminister Etienne de Silhouette her, der sich um 1757 durch seine Finanzmaßregeln so verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen suchte und namentlich alles ärmlich aussehende à la Silhouette nannte, womit denn auch die Schattenbilder, die damals in Paris Mode waren, als armselig erscheinende Porträts bezeichnet wurden.

Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„**Neue Welt-Kalender**“, Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig. Der Neue Welt-Kalender ist ein in prachtvollem Farbendruck prangender Wandkalender, der nicht nur die Dienste eines solchen, wie jeder andere seiner Art verrichtet, sondern auch den anspruchsvollsten Schönheitsstimm befriedigt. Die mit kostbarem Festlichmude angethane Vulgarin, für welche der eigentliche Kalender den harmlosen Rahmen abgibt, ist bildschön und dürfte in mancher fühlenden Jünglingsbrust ein recht lebhaftes Bedauern regt werden lassen, daß sie mit ihren Glutungen ihm nur aus dem Bilde entgegenzuehau. Der Preis — 75 Pfg. — ist für soviel Schönheit spottwohlfeil.

„**An den Verfasser von „Der Spiritismus in Leipzig“**“, Leipzig, Druck und Kommissionsverlag der Genossenschaftsbuchdruckerei. Ein sonderbares Schriftchen das, höchst sonderbar! Der Verfasser will nachweisen, daß der Schreiber eines später als Broschüre erschienenen Artikels der Zeitschrift „Im neuen Reich“ unrecht hatte, als er den Professor Zöllner beschuldigte, durch seine spiritistischen Experimente und deren öffentliche Besprechung den wissenschaftlichen Ruf der Universität Leipzig geschädigt zu haben. Der „Herr Anonymus“ — so redet der anonyme Verfasser der hier zur Rezension vorliegenden kleinen Schrift den anonymen Verfasser des „Spiritismus in Leipzig“ gleichfalls an — der Herr Anonymus glaubt diesen Beweis dadurch führen zu können, daß er in seiner Weise die „Prinzipien, Theorien, Vorstellungen und Meinungen der Astronomie vorführt“. Das ist nun schon höchst wunderbar — denn es ist nicht leicht zu begreifen, und der Verfasser versucht auch garnicht, es begreiflich zu machen, was die wissenschaftliche Astronomie mit der unwissenschaftlichen Geisterlopferei des Spiritismus zu thun hat, wenn auch zehnmal der Spiritist, resp. der Entdecker der vierten Dimension, Zöllner nebenbei Professor der Astronomie ist; noch viel wunderlicher aber ist die Art und Weise, wie der Verfasser wissenschaftliche Theorien z. „vorführt“. Als Vorreiter schiebt er ihnen nämlich eine ganze Schwadron von Beschuldigungen wider die Gelehrten, welche sie verfechten, und wider ganze große und bislang für sehr wichtig gehaltene Zweige der Wissenschaft selbst voraus. Diesem Schwadronen folgt eine wüthende Attacke auf das kopernikanische Sonnensystem, das den Verfasser deswegen ärgert, weil danach die Sonne als den Planeten gegenüber feststehend betrachtet werden müsse, obgleich sie unzweifelhaft auch, für sich betrachtet, nicht minder als andere Weltkörper, in Bewegung sei. Das scheint dem Verfasser ein grober, unverzeihlicher Widerspruch, über den er wiederum allerlei redet, ohne den geringsten Versuch einer verständlichen Entwicklung seiner eigenen Ansicht zu machen. Wie der Verfasser nach alledem zu der Meinung kommt, sein Gegner werde durch ihn zu der Einsicht gebracht sein, er — der Gegner — habe unrecht, ist unerfindlich.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. (Fortsetzung). — Eigentümliche Freundschaftsbeziehungen in der Thierwelt. Naturgeschichtliche Skizzenbilder von Dr. L. Jacoby. — Das neue Reich im neuen Reich, von P. D. (II.). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Russen und Engländer in Asien, von Dr. M. Traußel (Fortsetzung). — Ein Gedenkblatt zum Schillertage. — Christian Daniel Rauch (mit Porträt). — Der Rattenfänger von Hameln (mit Illustration). — Literarische Umschau.